

# ***Hoffnung auf das Andere. Das Ende der DDR vor 30 Jahren***

Ein erinnerungskulturelles Projekt der Kreisvolkshochschule  
Vorpommern-Rügen und der Rosa-Luxemburg-Stiftung  
in Kooperation mit der Landeszentrale für politische Bildung  
2020

## **Herausgeber:**

Kreisvolkshochschule Vorpommern-Rügen

## **Redaktion und Lektorat:**

Markus Endler & Gabriela Heidenreich

## **Layout und Druck:**

VWM Project GmbH, Stralsund

Die Rechte der Texte und Abbildungen  
liegen bei den Autorinnen und Autoren.

Gefördert von

Rosa-Luxemburg-Stiftung e.V.

und

Landeszentrale für politische Bildung Mecklenburg-Vorpommern



Für den Inhalt dieser Publikation ist allein die Kreisvolkshochschule Vorpommern-Rügen verantwortlich, die hier dargestellten Positionen geben nicht den Standpunkt von Engagement Global gGmbH und dem Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung wieder.



## **Grußwort**

Die Rosa-Luxemburg-Stiftung MV freut sich, dass nun die Ergebnisse des gemeinsamen Projektes mit der Kreisvolkshochschule Vorpommern-Rügen in Form dieser Publikation einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt werden können.

Das Projekt ‚Hoffnung auf das Andere. Das Ende der DDR vor 30 Jahren‘ war eine durch Vorträge, Lesungen und Workshops begleitete Schreibwerkstatt. Es entstand ein Raum, in dem der Austausch zu den eigenen Erinnerungen der Ereignisse vor 30 Jahre und deren Folgen im Vordergrund stand und in den die Autorengespräche mit der Journalistin Jana Hensel und dem Makrosoziologen Prof. Steffen Mau zusätzliche Impulse brachten. Die in den letzten Jahren verstärkt öffentlich thematisierten ostdeutschen Fragen wurden offen diskutiert und so mit den eigenen Erinnerungen verschränkt.

Schon der Titel nimmt kritische Perspektiven auf. ‚Hoffnung auf das Andere‘ trifft zum einen Motivationen, warum vor 30 Jahren so viele Menschen in der DDR auf die Straße gingen, sich an basisdemokratischen Gremien der Selbstverwaltung beteiligten und der Zukunft euphorisch entgegensahen. ‚Hoffnung auf das Andere‘ ist aber auch gegenwärtig, da vieles anders als erhofft verlief. Die ‚Frakturen‘ (Steffen Mau) – gesellschaftspolitisch und biografisch – sind bis heute sichtbar und fühlbar.

Wie Sie sich anhand der hier vorgelegten Texte und Bilder überzeugen können, ist es den Beteiligten gelungen, den Diskursen in Politik, Medien und Wissenschaft zu den ostdeutschen Fragen ganz eigene Aspekte, Anekdoten und Reflexionen anbei zu stellen. Es sind mithin Erzählungen, die in Beziehung, wenn nicht Spannung zu dem großen Narrativ der deutschen Einheit stehen. Durch Besinnung auf das, was vor 30 Jahren persönlich von der Zukunft erwartet wurde, werden biografische Anker- und Wendepunkte zur Basis für persönliche Bewertungen des mit dem Ende der DDR für alle hier Lebenden beginnenden neuen Lebensabschnitts. Damit fangen die Texte etwas von der aktuellen Stimmung in Ostdeutschland ein, die sich aus der Spezifik der mit der Wende hier beginnenden gesellschaftlichen Entwicklung speist. – Und ja, es wird deutlich, dass bei allen jubilären Anrufungen der deutschen Einheit ostdeutsche Fragen nach Antworten und Lösungen verlangen.

Die Rosa-Luxemburg-Stiftung bedankt sich für die Zusammenarbeit mit der Kreisvolkshochschule und bei den Teilnehmer\*innen des Projekts.

Wir wünschen den Leser\*innen Freude an den Texten und den sich hoffentlich ergebenden Gesprächen über diese.

**Stefan Nadolny**

*Rosa-Luxemburg-Stiftung MV*



## **Vorwort**

Als wir unser Projekt am 27. März 2020 mit einem Wochenend-Workshop starten wollten, überraschte uns die Corona-Pandemie. Doch das Thema „Hoffnung auf das Andere. Das Ende der DDR vor 30 Jahren“ hatte die über 20 angemeldeten Teilnehmenden so gepackt, dass es in den Wochen der Isolation in ihren Köpfen „weiterarbeitete“. So lag uns im Juni, als wir mit der Thematischen Erzähl- und Schreibwerkstatt einen Neustart des Projekts versuchten, schon eine Flut von Texten vor, die vorgestellt und diskutiert werden wollten.

Offensichtlich war das Thema unterdessen mit Familienangehörigen und Freunden immer wieder diskutiert worden, denn einige der Texte handelten auch von Erfahrungen der Lebenspartner, Kinder, guten Freunde, wurden als Mail-Briefwechsel protokolliert, als Interview dokumentiert oder als Gedicht sogar von der Enkelin selbst eingereicht.

Dank der Rosa-Luxemburg-Stiftung und der Landeszentrale für politische Bildung konnte das Projekt in neuem Format so durchgeführt werden, dass neben Gesprächsrunden und Lesungen mit Journalisten, Workshops zur Literarisierung der DDR- / Wendezeit, Filmdiskussion und Workshop zur künstlerischen Umsetzung des Themas (aus dem die Illustrationen der Broschüre stammen) genug Zeit für die Erzählwerkstätten und die inhaltlichen Besprechungen der Texte blieb, um dem Äußerungsbedürfnis der Teilnehmenden zumindest im Ansatz Rechnung zu tragen und ihnen ein erstes Feedback zu geben.

Wenn wir, dem Projektansatz gemäß, den Träumen, Hoffnungen und Ängsten vom Herbst 1989 bis zum Herbst 1990 nachzuspüren versuchten, kam das Gespräch immer wieder sehr schnell darauf, was die anschließende Wiedervereinigung im Leben der Teilnehmenden verändert hat - der vorliegende Band, der Texte unterschiedlichster literarischer und journalistischer Genres versammelt, spiegelt das wieder. Doch wer zwischen den Zeilen zu lesen vermag, erkennt in den Schilderungen der späteren Lebensveränderungen indirekt, was die Teilnehmenden sich damals gewünscht / gefürchtet haben.

Aus der Vergangenheitsdebatte eine Gegenwartsdebatte zu machen, schlug uns die Journalistin und Autorin Jana Hensel vor. Und so hoffen wir, mit Lesungen aus den vorliegenden Texten auch zu einer solchen Gegenwartsdebatte einzuladen und damit auch vorhandene Verletzungen und Enttäuschungen zu heilen.

Laden Sie uns gern zu einer Lesung ein!

Die Teilnehmenden des Projekts  
und

### **Dr. Gabriela Heidenreich**

*Fachbereichsleiterin für Politische und kulturelle Bildung  
Kreiskolleg Vorpommern-Rügen*

## Inhaltsverzeichnis

Seite

Dreißig Jahre deutsche Einheit? Ein Appell    Friedrun Jaeger    8

### **Welten öffnen sich**    **9**

Abenteuer West    Sieglinde Tamms    10

Es war ein Frühling    Jürgen Bauer    13

Grenzenlos    Irmgard Senf    16

Der „Blaue“ und der „Rote“    Gert-Helmut Schmidt    18

In der Galerie    Markus Endler    19

Glaube, Hoffnung, Liebe    Jutta Horn    20

Kakis Weg    Katharina Krug &    27

Friedrun Jaeger

30 Jahre deutsche Einheit    Edeltraut Veith    30

### **Nicht vergessen, wie es war**    **32**

Sich fügen heißt lügen    Friedrun Jaeger    33

In jenen Tagen    Gert-Helmut Schmidt    35

Brief an „meinen“ IM    Andrea Schubert    37

Freiheit    Anne Schneider    40

Gruß aus der Vergangenheit    Petra Steuer    41

Auf den Spuren der Geschichte    JuScha    46

Der wilde Osten    Gert-Helmut Schmidt    47

Eine wahre Geschichte    Silke Horn    49

Ein Kurztrip in gewesene Zeiten    Jutta Horn    50

Und immer waren Kinder da    Kornelia Hoertzsch    53

„Es wird niemandem schlechter gehen ...“    Vera Rusch    54

Was wäre, wenn ...    Gert-Helmut Schmidt    55

### **Mauer, Mauer, Mauerfall**    **57**

Eine Mauer    Anne Schneider    58

Mauerfall    JuScha    58

Wegweiser oder Sylvies Hoffnung    Friedrun Jaeger    59

Ich bin da    Mia Seraphine Detlefsen    62

Mauerfall    Jutta Schmidt    63

Mauerfall (Elfchen)    Vera Rusch    65

Strandgutträumer	Jutta Horn	65
Mutter und Tochter erleben Westberlin	JuScha	68
Veränderungen, die der Mauerfall mit sich brachte	Anni Liberra	69
Grenzenlos	Erika Anders	72
Im Zwiegespräch	Antje Hartung	73
Grenzöffnung: Ein Berliner Lehrling erzählt ...	JuScha	74
Unser Kulturkampf	Sigrid Köhler	75
<b>Hoffnung auf das Andere</b>		<b>78</b>
Gehofft	Friedrun Jaeger	79
Erfüllte Hoffnung	Sigrid Köhler	79
Freuden des Westens – Sehnsucht des Ostens	Jürgen Bauer	81
Die Begegnung	Ingelore Müller	81
Gottes Macht – unsere Hoffnung	Regina Kielpinski-Margenfeld	85
Summa Summarum	Jürgen Bauer	88
Hoffnung	Ingelore Müller	89
Wende (Elfchen)	Vera Rusch	90
Illusion	Gert-Helmut Schmidt	90
Komm nach Hause, Mutter	Petra Steuer	91
<b>Auf dass die Wunden heilen</b>		<b>95</b>
Eine Wand	Anne Schneider	96
Mit den Augen des Anderen	Ingelore Müller	96
Spiel Frieden	Anne Schneider	99
Flussgedanken – Gedankenfluss. Vom Umgang mit Kunst	Friedrun Jaeger	100
Rastlos	Anne Schneider	100
Und jetzt?	Sigrid Köhler	102
Nachwendische Gedankensplitter	Gabriela Heidenreich	104
Für immer nur „Kochtopf“?	Vera Rusch	105
Auf dass die Wunden heilen	Friedrun Jaeger & Anneliese Stiller	106
<b>Die Autor*innen und Grafiker*innen</b>		<b>112</b>

## **Dreißig Jahre deutsche Einheit? Ein Appell**

Wer Einheit sucht, muss Einheit leben,  
all seine Kräfte in sich aktivieren,  
sich für das Gegenüber interessieren,  
mit ihm gemeinsam vorwärtsstreben.

Wer Einheit sucht, darf am Vergangenen nicht kleben,  
das Gestern ist vorbei und nicht zurückzubringen.  
Statt steter Klage heißt es um Ideen ringen,  
auf Deutschlands Zukunft besser achtzugeben.

Wer Einheit sucht, versuche zu vergeben  
den Ungezählten, die den Nachbarn überwachten  
und schamlos an den Rand des Wahnsinns brachten.  
Geboten ist, sich über keinen zu erheben.

Wer Einheit sucht, muss aufrecht leben,  
darf niemals in die Opferrolle flüchten,  
verfallen nicht den tausenden Gerüchten,  
nicht heiß erkämpfte Freiheit preis- nun geben.

Wer Einheit sucht, soll Frust nicht leben,  
darf schonungslos Erfahrenes erzählen,  
dass Vorbehalte niemanden mehr quälen,  
Einheit meint auch - nach Vielfalt streben.

Wer Einheit sucht, muss Einheit leben,  
dass Ost und West sich nicht gering mehr schätzen,  
vielmehr vereint an Deutschlands Plätzen  
mit Herz und Hand die Einheit jetzt beleben.

*Friedrun Jaeger*



# Welten öffnen sich



Markus Endler: Knieper West

## Abenteuer West

Am Morgen des 17.11.1989 stiegen wir in unseren frühlinggrünen Trabant. Selbst der Nieselregen konnte die gute Laune nicht vertreiben. Machten wir uns doch auf in ein unbekanntes Land. Ein Land, in dem der faulende, parasitäre Kapitalismus sein Unwesen trieb, wie Partei und Regierung der DDR das Volk gewarnt hatten. Das so lange Verbotene verlockte nun zu dieser Reise. Trotz der „drohenden Gefahr“ durften die Bürger endlich in die Be-Er-De reisen. Für mich eines der vielen Rätsel. Damals ahnten wir nicht, dass das DDR-Schiff ziemlich schnell zu sinken begann. Überall herrschte Euphorie. Es war, als seien wir aus einem Korsett gesprungen. Frei von Angst, Verbotenes zu tun. Misstrauen, die Reisefreiheit könnte rückgängig gemacht werden, trieb die Menschen voran.

Die Straßen lagen einsam in der trüben Dämmerung des Novembermorgens. Staus gab es in der DDR nicht. „Je weiter sie nach Westen fuhren, desto stärker glühte es rot und gold in den Buchenwäldern“, schrieb einst Anna Seghers in ihrem Roman „Das Versprechen“. Je weiter wir westwärts fuhren, umso mehr knatternde Autos gesellten sich zu uns. Durch Bremsen und Anfahren entstanden Auspuffgase, die auch in das Innere unseres kleinen Autos drangen.

Die ersten Grenzanlagen, auch „der antifaschistische Schutzwall“ genannt, tauchten im Nieselregen auf. An einer grauen Betonwand stand in verwaschener Schrift „Lang lebe Genosse Stalin, der Bannerträger im Kampf um den Weltfrieden, der beste Freund des deutschen Volkes“, eine Losung aus den 50er Jahren. Inzwischen hatten sich die deutschen Genossen von dem Massenmörder distanziert. Man hatte wohl in der abgeschiedenen Gegend versäumt, den nicht mehr aktuellen Spruch zu entfernen.

Ich suchte aufgeregt die Personalausweise. Wir fuhren noch einige Kilometer im Schnecken tempo. Schemenhaft tauchten Grenzsoldaten auf. Platziert vor einer eilig zusammengezimmerten Bude, die eher einem Klohäuschen ähnelte. Hier befand sich sonst kein Grenzübergang. Freundlich winkend ließen uns die Posten passieren. Die schlaglochgewöhnten Autos bewegten sich in schaukelartigem Wippen vorwärts. Eine Straße war nicht zu erkennen, eher ein Feld am Ende der Welt. Ich hielt immer noch die Reisedokumente krampfhaft umklammert, mein Mann das Steuerrad. Umsonst hatte ich stundenlang bei der Polizei angestanden, die begehrten Visa zu erhalten. Kein Hahn krächte jetzt danach. War die Welt aus den Fugen geraten?

Die Lübecker, selbst noch verblüfft über das, was da passierte, nahmen ihre Brüder und Schwestern gastfreundlich auf. Damals wurden wir noch so genannt, getragen von grenzenloser Euphorie. Später hieß es dann Ossi und Wessi, was eines ironischen Beigeschmacks nicht entbehrte.

Praktisch, wie Hansestädter nun mal sind, richteten sie in aller Eile vor den Toren der Stadt einen riesengroßen Parkplatz ein, auf den die Autos geleitet

wurden. Die verdutzten Besucher verfrachtete man in sehr komfortable Busse. Alles kostenlos. Tief bewegt sahen wir auf die Silhouette der alten Hansestadt Lübeck, ähnelte sie doch ihrer ostdeutschen Schwester Stralsund.

Wie von Zauberhand geleitet, hielt der Bus vor einer Deutschen Bank. Symbol des Kapitalismus, wo die Geldsäcke lagerten, die man dem armen Volk abgepresst hatte. Es handelte sich um einen Seiteneingang, den vielleicht nur die Bankräuber benutzten. Auf der Treppe standen dichtgedrängt DDR- Bürger, um ihr „Begrüßungsgeld“ in schwindelnder Höhe von 100 DM zu empfangen. Stufe um Stufe wurden wir emporgetragen. Während andere den Platz freihielten, konnte man sich bei einer Tasse guten Jacobs-Kaffees von den ersten Aufregungen erholen. So gelangten wir in das Innere des Geldinstituts. Überall Marmor. Der Sagenriese Atlas trug die Weltkugel auf seinen Schultern, eine Kugel, auf der die kleine DDR als winziger Punkt erschien. So fühlten wir uns. Als kleiner Punkt im Weltgetriebe.

Nicht weit von uns entfernt stand ein ziemlich großer Mann, dessen Hose einen beachtlichen Bauch umspannte. Breite Hosenträger verhinderten ein Herabgleiten des Beinkleides. Die Daumen der großen Hände waren unter den Hosenträgern verhakt. Mit den restlichen Fingern trommelte er auf das blütenweiße Hemd, als spielte er auf einem Klavier. Der Ausdruck in seinem roten Gesicht war eindeutig. Geringschätzig blickte er auf die Menschen, die wie die Lämmer in der Schlange warteten. In der Bank herrschte große Hitze, vielleicht ein Grund, dass der Mann sich so hemdsärmelig präsentierte. Vor seiner sonst üblichen Kundschaft hätte er bestimmt ein Jackett getragen.

Ich trat aus der Reihe und sagte zu dem dicken Menschen: Stecken Sie sich das Geld an den Hut. Leider fand diese Heldentat nur in meinen Gedanken statt. Irgendwann standen wir mit unserer „Jagdbeute“ draußen, damals viel Geld für uns, gingen vorbei an einem Zeitungskiosk, lasen die Schlagzeile der Bildzeitung „Die halbe DDR kommt rüber“. Geschoben von einem Menschenstrom landeten wir im Aldi. Dort hineingedrückt, kamen wir nicht wieder zum Ausgang. Ich geriet in Panik und wollte trotz der verlockenden Waren nur noch hinaus.

Die Sonne hatte den Nebel vertrieben. Wir strebten dem Wahrzeichen der alten Hansestadt zu, dem Holstentor, einem Backsteinbau, eingerahmt von den zwei dicken Türmen. Es war kein Traum, sondern Wirklichkeit. Es wunderte uns, dort keinem Menschen zu begegnen.

Voll Entdeckerfreude gingen wir in die zauberhafte Altstadt. Uns begrüßte die eigenartig vertraute hanseatische Silhouette des Rathauses. In dem großen Saal standen viele Tische. Die Lübecker boten spontan Quartiere zum Übernachten an. Ein junges Mädchen sagte auf unsere Frage: Hier wünscht sich eine Dame ein älteres Ehepaar als Gäste. Wir sind kein älteres Ehepaar, meinte mein Mann beleidigt. Ich musste lachen. Bewaffnet mit Stadtplan und Adresse fanden wir uns in einer noblen Villengegend wieder. Eine ungefähr 40-jährige zierliche Frau öffnete und beäugte uns neugierig. Durch bunte Glasfenster fiel

die Sonne. Luxus überall. Wir fanden uns sofort sympathisch. „Erkunden Sie die Stadt. Abends sind Sie meine Gäste“. Frau Iris Petersen lud noch Freundinnen ein. Für die Damen war die DDR ein grauer Fleck auf der Landkarte. Sie wollten alles von uns wissen. Als wir Helmut Kohl lobten, meinten sie verächtlich, dass er ein Kanzler der Reichen und seine Zeit abgelaufen sei. Vieles prophezeiten sie uns und behielten Recht. Damals schwebten wir ja noch im siebten Himmel.

Wir kamen uns sehr verwegen vor, als wir in den fremden Betten nächtigten. Am nächsten Morgen erwartete uns ein köstliches Frühstück. Exotische Früchte, Säfte, französischer Käse, Croissants, dazu unser fröhliches Geplauder. Später setzte sich Frau Petersen an das Steuer unseres „Frühlingsgrünen“, den wir auf ihren Wunsch vom Parkplatz geholt hatten. Auspuffgase hüllten die vornehme Straße in milchige Dämpfe, wie auf einem Schwarz-Weiß-Foto zu sehen ist.

Wir hatten eine Freundin gewonnen, ihre vorausschauende Klugheit faszinierte uns immer wieder. Aus der so ungewöhnlich begonnenen Bekanntschaft entwickelte sich eine langjährige Freundschaft, die sehr herzlich und für uns das Sinnbild der privaten Wiedervereinigung wurde. Iris besuchte uns oft mit ihren Freundinnen. Die Frauen waren bezaubert von der urwüchsigen Landschaft Mecklenburg-Vorpommerns, obwohl sie schon die halbe Welt gesehen hatten, wie sie versicherten. Damals schenkte mir Iris einen von allen bewunderten Pullover, den ich heute noch trage, meinen „Einheitspullover“. Viele Ereignisse überrollten uns. Das Leben musste neu gestaltet werden. Iris heiratete einen Amerikaner und folgte ihm in sein Land. Ihre Spur verlor sich, aber die Spur der Zuneigung in unserem Herzen verlor sich nie. Wir denken noch heute an ihre Warmherzigkeit und das Vertrauen, das sie uns damals entgegengebracht hatte.

*Sieglinde Tamms*

## **Es war ein Frühling**

*Bericht über eine Reise in ein – nicht mehr – verbotenes Land von  
Freitag, dem 16. März, bis Freitag, den 23. März 1990*

Ich wollte sie einmal von innen besehen, die Deutsche Demokratische Republik, bevor dieser Staat, den seine Bürger seit Monaten zu Tausenden verließen, endgültig Geschichte war. So nahm ich mir ein paar Tage Urlaub und fuhr von Graz aus Richtung Norden. Hirschberg hieß der Grenzübergang bei Hof, über den ich die innerdeutsche Grenze passierte. Eine hübsche, etwas kokette Grenzbeamtin milderte die Brutalität der Grenzbefestigung aus Beton und Stacheldraht und ließ mich ins Land.

Mühlhausen war mein erstes Ziel auf ostdeutschem Boden. Über die alte Autobahn, deren erbärmlicher Zustand mich um das Fahrgestell meines Toyota fürchten ließ, erreichte ich gegen Abend des 16.03.1990 die Stadt, in der ich 1942 mit Mutter und Geschwistern ein paar Monate gelebt hatte. Im HO Hotel Central bekam ich ein Zimmer für 45,-- Mark (Ost), also 15,-- Mark (West). Der Preis passte zum Angebot.

Das Bild, das die Altstadt bot, entsetzte mich, wie später auch das von Halle und Görlitz. Von wenigen Ausnahmen abgesehen waren die Häuser vorsätzlich dem Verfall preisgegeben. Dazu kam noch die Zerstörung der steinernen Skulpturen an Kirchen und Bürgerhäusern durch die verschmutzte Luft.

Am frühen Abend machte ich noch einen Stadtbummel. Da merkwürdigerweise alle Restaurants ab 18 Uhr geschlossen waren, landete ich in einer Bierbude, die gerammelt voll mit meist jüngeren Männern war. Ich kam ins Gespräch mit einigen der Gäste, die mir von ihren Hoffnungen, Sorgen und ihren manchmal etwas bizarren Plänen für die Zukunft erzählten. Die Absicht eines jungen Mannes, einen Erotikladen zu eröffnen, fand ich erheiternd.

Nachdem ich am nächsten Morgen noch einen Rundgang über eine kleine Verkaufsausstellung gemacht hatte, wo ich mich über die Überheblichkeit eines der westdeutschen Aussteller ärgerte, fuhr ich über Halle nach Leipzig. Dort wollte ich das Wochenende verbringen und die erste freie Wahl zur Volkskammer der DDR miterleben. In Leipzig zahlte ich für ein Zimmer mit Dusche und WC 120,-- Mark (West).

Am nächsten Tag ein Bummel durch die Stadt, die wesentlich gepflegter war als alles, was ich bisher gesehen hatte – und noch sehen sollte. In einem Restaurant ohne „Platzanweiser“ bekam ich ein gutes Mittagessen. Nachmittags machte ich einen Ausflug in die nähere Umgebung und konnte die Mondlandschaften des Braunkohletagebaues und die Ödnis der Plattenbausiedlungen bestaunen. Das kannte ich bisher nur aus der „Neuen Vahr“ in Bremen und dem Hamburger „Alsterdorf“.

Am Abend erlebte ich an einem Informationsstand den Siegestaumel der AfD (Aktion für Deutschland), die völlig unerwartet die Volkskammerwahl mit haushohem Vorsprung vor SPD und PDS gewonnen hatte. Zufriedene und be-

trete Gesichter bei den anwesenden Leipziger Bürgern, die vor allem die Frage bewegte: Wie geht es jetzt weiter? Ich kam mit einigen von ihnen ins Gespräch. Viele waren froh, dass es so weit gekommen war: Dass sie nun die eigene Meinung äußern konnten, ohne „Befragungen“ fürchten zu müssen, ohne sich vor einem Kollektiv, der Klassengemeinschaft, der Betriebsparteileitung oder dgl. rechtfertigen zu müssen. Ja, auch die Reisefreiheit gehörte dazu und die Möglichkeit zu kaufen, was schon lange geheimer, oft sich selbst nicht eingestandener Wunsch war.

Aber es gab auch die Angst vor dem Chaos, vor dem Verlust des Arbeitsplatzes, der Deklassierung. Einigen fehlten auch die Stützkrücken der verordneten Meinung, die das Denken erübrigten, aber festen Halt gaben wie eine Religion und ohne die das Leben unsicher und schwer kalkulierbar geworden war. Was werden die in Berlin jetzt mit uns machen? Kommt die D-Mark, die „Wiedervereinigung“, oder werden sie uns einfach verkaufen? Werden wir von den „Kohlianern“ überrollt?



*„... die Magier kamen, doch keiner verstand zu deuten die Flammenschrift an der Wand“ (Heinrich Heine)*

Foto: Jürgen Bauer, Frankfurt/Oder, März 1990

Und dann waren da noch die, die alle Veränderungen mit pragmatischem Ernst anpackten wie die Arbeiter in Frankfurt an der Oder, die ich am nächsten Tag kennenlernte und die der „ganze Rummel“ ziemlich kalt ließ. Sie hatten Arbeit, verdienten „ehrliches Geld“ und waren froh, dass ihnen keine fachfremden

„Parteiheinis“ in ihre Arbeit hineinredeten. Von ihnen erfuhr ich auch einiges über den Arbeitsalltag in der sozialistischen Planwirtschaft und mir wurde etwas klarer, warum das Experiment „Erster Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden“ so kläglich scheitern musste.

Uneingeschränkte Bewunderung erregte bei mir dagegen die Geschwindigkeit, mit der die neuen Landsleute marktwirtschaftliche Grundsätze erfassten und anwendeten. Die leichtfertige Ankündigung des westdeutschen Bundeskanzlers – also eines „ausländischen“ Regierungschefs – man werde die Mark (Ost) 1:1 in Mark (West) umtauschen, wurde immer, wenn es möglich war, völlig skrupellos umgesetzt. Obwohl der offizielle Wechselkurs inzwischen mit 1:3 festgesetzt und damit auch noch um mindestens 100% zu niedrig war. So zahlte ich für ein Zimmer der gleichen Kategorie, das mich in Mühlhausen 45, -- Mark (Ost), also 15,-- Mark (West) gekostet hatte, in Frankfurt 99,-- Mark (West)! Der „Zwangsumtausch“ feierte fröhliche Urständ!

In Frankfurt war es auch, wo ich tiefere Einblicke in die Leistungsfähigkeit des „real existierenden Sozialismus“ bekam. Der Lift, der im „Internationalen Jugendhotel“ im 21. Stockwerk erst nach mehreren Versuchen sein Ziel fand, die Heizung in meinem Zimmer, die sich nicht regulieren ließ und mir eine „Saunnacht“ bescherte, und die Fenster, die sich zwar öffnen, aber nicht offenhalten ließen, sollten mir noch lange in Erinnerung bleiben.

Von Frankfurt aus machte ich einen Abstecher zur „Gedenkstätte der Befreiung Seelower Höhen“. Das Ehrenmal für die sowjetischen Eroberer machte einen tiefen Eindruck auf mich. Erst später erfuhr ich, dass zigtausend sowjetische Soldaten diese politisch motivierten Kämpfe mit dem Leben bezahlt hatten.

Auf der Weiterfahrt nach Görlitz las ich auf der Straße eine Frau auf. Sie wolle nach Hause, nach Görlitz, ob ich sie mitnehmen könne? So lernte ich Beate kennen. In Görlitz war sie mir bei der Suche nach einem Hotelzimmer behilflich. Da aber in der Stadt kein Zimmer zu bekommen war, bot sie mir an, bei ihr zu übernachten. Ich lernte ihren Mann Wolfgang und die beiden entzückenden Kinder, fünf und drei Jahre alt, kennen. Wir aßen gemeinsam zu Abend und unterhielten uns noch lange über das Gestern und das Morgen. Wie viel Enttäuschung und Wut auf eine unfähige Staatsführung bekam ich da zu hören! Aber konnten die denn anders? Einbetoniert in eine unrealistische Ideologie, gefesselt an den großen, sozialistischen Bruder war die Bewegungsfreiheit doch wohl ziemlich eingeschränkt. Und mit wie viel freudiger Erwartung blickten Beate und Wolfgang in die Zukunft! Illusionen?! Der Westen, die BRD mag ein Konsumparadies sein, ein Schlaraffenland ist sie nicht, dachte ich bei mir.

Auch in Görlitz erlebte ich ein erschreckendes Maß an Verfall und Rückständigkeit, jedenfalls in materieller Hinsicht. Mit den Menschen kam ich gut zu recht, wenn auch eine nervöse Anspannung allenthalben zu spüren war.

Mein weiterer Weg führte mich über Dresden und Mittweida nach Plauen. In Dresden erlebte ich wiederum die große Lernbereitschaft und schnelle Auf-

fassungsgabe der DDR-Bürger. Ich musste tanken und brauchte bleifreies Benzin. An der einzigen Tankstelle weit und breit, die den benötigten Stoff liefern konnte, bezahlte ich 3,75 Mark (West) für den Liter, für den ich in Hof nicht mehr als 1,--Mark (West) bezahlt hätte. Aber ich brauchte den Stoff. Und der Tankstellenbetreiber war sich seiner Marktmacht bewusst und setzte sie ein. Klassisches monopolkapitalistisches Verhalten!

In Mittweida kaufte ich einige Schallplatten mit deutscher Volksmusik, die man im Westen schon lange nicht mehr zu hören bekam. Reiseproviant bekam ich keinen. Die Regale in der Kaufhalle waren leer.

In Plauen bezahlte ich im HO Hotel Central 45,-- Mark (Ost), aber erst als ich darauf hinwies, dass ich Österreicher sei. Westdeutsche zahlten dasselbe in Westmark. Beim Frühstück saß ich mit einem Ingenieur aus Zwickau am Tisch. Wir kamen ins Gespräch und ich erfuhr auch hier von Sorge, Ungewissheit und Angst um den Arbeitsplatz.

In Plauen war es auch, dass ich es zum dritten Mal mit einem Staatsorgan der DDR zu tun bekam. In Hirschberg hatte mich eine fescbe Grenzbeamtin freundlich ins Land gelassen, in Frankfurt ein Volkspolizist nachsichtig darauf hingewiesen, dass ich soeben eine Verkehrswidrigkeit begangen habe, und in Plauen bekam ich wegen eines Parkvergehens eine höfliche schriftliche Ermahnung mit der freundlichen Aufforderung „zwecks Stellungnahme“ auf das Volkspolizeirevier Plauen zu kommen. Ich bin nicht hingegangen.

Abends um 18 Uhr, am 23.03.1990, war ich wieder zu Hause.

*Jürgen Bauer*

## **Grenzenlos**

|  
Was geschah mit uns mittig  
im Häusermeer  
an Straßenmündungen in Bann genommen  
von geöffneten Kirchen vom Wort  
wir reichten uns Hoffen  
gaben Echo  
um Enttäuschung um Angst  
Im Ruinösen lebten wir Auferstehen  
unverrückbar  
suchten erhoben



II  
Vor Augen ein System und Bewacher  
Passkontrollen  
Vorladungen zur Klärung eines Sachverhaltes  
Verordnungen zur Handhabe  
zur Missachtung von Eigentum  
Verfälschen  
anstelle des Verlaufs  
gedeckelt Ansprüche Rechte  
und der Bruch gegen Menschen  
entriss Gegenkraft legte  
auch Schatten in sie

III  
Hatten nicht Flucht um Flucht  
Fluchtfüße zuvor abgestimmt  
vor einem Tag in Zuspitzung  
als wir uns angstbefreit  
als Masse Menge wahrgenommen  
Befehle ausblieben  
die Grenzmauer Bornholmer Straße  
die erste in die Freiheit  
durchbrachen

IV  
F r e i h e i t  
überströmt  
geborsten voll des Denkens  
Selbstwert und Wert schmieden darin  
In einem Lehrraum bei leeren Händen  
Übergewicht bekommen  
verstolpern  
was misslingt gibt Willen nicht auf  
es braucht Zeit  
keine Zeit gibt uns mehr als diese  
Man liest erkennt  
im Großen im Vordergrund vollzieht  
das kapitale Gewicht  
fasst mit Zangen  
darum bleibe flammenverteidigt  
gelebte Demokratie

*Irmgard Senf*

## Der „Blaue“ und der „Rote“.

Nun, nach 40 Jahren im Arbeiter- und Bauernstaat, hatte ich ihn endlich erhalten. Den „Blauen“. Aber trotzdem konnte ich damit nicht reisen. Reisen in meine Traumländer. Doch, doch, auch wir wussten, dass es hinter dem Vorhang noch andere Länder gibt. Mein Traum war aber nicht München oder Frankfurt/Main, wo Teile meiner Familie wohnten, und auch nicht Amerika, nein, eigentlich wollte ich nur mal rüber nach Schweden. Von Saßnitz sah ich immer die großen weißen Schiffe ablegen, aber ohne mich.

Früher war die Welt für mich an der Elbe sowieso zu Ende. Ich stamme aus Ostelbien und kann das beurteilen. Die Systemgrenze, durch andere befohlen und damals ohne Aussicht auf Änderung, war das Übel.

An den „Blauen“ hatte ich mich fast gewöhnt. Schon die russische Bezeichnung „Паспорт“, war mir geläufig. Zehn Jahre Russischunterricht hatten ihre Spuren hinterlassen. Doch mit dem Ende der DDR hatte mein „Blauer“ keine Reiseberechtigung mehr und so konnte ich mit ihm aus unserem kleinen Land nicht in die weite Welt hinaus. Ich besitze ihn noch, den mit dem Ungültigkeitsstempel. Mit etwas Wehmut betrachte ich ihn. Wohin hätte ich damit fahren können! Frei und überall hin.

Nun ja, ganz war die Reisefreiheit für uns doch nicht eingeschränkt. Auch in Richtung Osten gibt es Länder und freundliche Menschen. Und ich besuchte, wenn auch mit einigen Visumschwierigkeiten, diese damaligen Volksrepubliken: Polen, CSSR, Bulgarien und Ungarn. Nur mit den Finanzen sah das schlecht aus. Wir hatten ja noch keine DM. Aber es gab immer Möglichkeiten, unsere leichte Währung in die jeweilige Landeswährung zu tauschen. Meistens illegal.

Dann bekam ich diesen „Roten“. Den der Bundesrepublik Deutschland. Russische Bezeichnungen habe ich hier nicht gefunden. Sie tun sich schwer mit der östlichen Seite, die Regierenden. Dabei geht Europa bekanntlich bis zum Ural.

Der „Rote“ war nicht schlecht und man hatte jetzt die Möglichkeit, dahin zu reisen, wohin man wollte. Das haben wir in unseren „fetten Jahre“ auch getan. Ich hatte vorher meine dürftigen Schulenglischkenntnisse, mit Russisch konnte man ja nicht weit kommen, in einem Kurs der Volkshochschule aufgefrischt.

Als Sichtvermerk im „Roten“ vom 09. September 2006 steht Canada. Dabei blieb es aber. Für die Länder in (West-)Europa reichte der Personalausweis. Wir nutzten ihn und machten Urlaub in den Ländern Skandinaviens, in Österreich, in der Schweiz, in Kroatien, in Italien und in Frankreich. Nach den „fetten“ kamen die „mageren“ Jahre.

Jetzt fahren wir wieder nach Tschechien und Ungarn. Wegen der „mageren Jahre“ und wegen der Erinnerungen an Schwarzbier und Palinka.

Wir haben gemerkt, dass uns die Länder des Ostens doch näher sind als die

in westlicher Richtung. Irgendwie fühlen wir uns mit den Menschen dort verbundener und diese sehen das wohl auch so.

Reisefreiheit ist was Schönes und eine Errungenschaft für uns alle. Die untergegangene DDR konnte sie nicht gewährleisten. Doch ohne „fette Jahre“ ist Reisen auch jetzt nur bedingt möglich. Darum besitzen wir nun auch keinen Reisepass mehr. Wozu auch.

*Gert-Helmut Schmidt*

## **In der Galerie**

Die Nationalgalerie Berlin! Endlich! Nach den trockenen Kunstgeschichtsvorlesungen mit all den vorsintflutlichen Glasdiapositiven im Institut erfüllte ich mir in den Semesterferien den sehnlichen Wunsch, das erste Mal vor Friedrich und Menzel zu stehen, Liebermann und Slevogt „in echt“ zu bewundern, Kirchners und Pechsteins Malweise in den Originalen in Augenschein zu nehmen.

Ich hatte Quartier bei einer Tante im Potsdamer Umland genommen und war mit der S-Bahn bis „Alexanderplatz“ gefahren. Mit dem Stadtplan in der Hand stand ich nun vor dem Bau, der mich an einem strahlenden Sommertag 1989 wie ein antiker Tempel einzuladen schien.

Ich war früh dran, die Säle waren noch leer. So konnte ich mich nicht nur in Ruhe dem Kunstgenuss hingeben, sondern auch ungestört skizzieren. Vor einem Schinkel-Porträt blieb ich hängen und versuchte mit schnellen Strichen Form und Hell-Dunkel zu erfassen.

„Det is ja jut! Wissense, dass se damit ne Menge Jeld verdien könn?“ Ein recht breit gebauter Herr in kurzen Hosen schaute mir über die Schulter. Ich fühlte mich geschmeichelt. „Naja, ich übe noch“, gab ich den Bescheidenen und ahnte im nächsten Moment, dass der Mann nicht die Zeichnung, sondern mein selbst gebautes Skizzenbrett meinte, auf das ich nicht minder stolz war.

„Det müssense sich unbedingt patentier'n lassen, denn hamse ausjesorgt – wetten?“ Und jetzt wurde mir auch klar, dass der Typ von „drüben“ kam. Der Aspekt eines verlockenden kommerziellen Erfolges brachte, allein wegen der absurden Idee, Westgeld zu verdienen, ein zunächst nicht ganz ernst gemeintes deutsch-deutsches Gespräch in Gang, das aber bald eine politische Dimension annahm. Unwillkürlich blickte ich mich um. Waren wir allein? War das womöglich ein Provokateur, der hier versuchte, gewisse Stimmungen in der Bevölkerung zu sondieren? Es war in letzter Zeit ja einiges passiert ...

„Ick würd ma sagen, dass die Mauer in 'nem halben Jahr weg is ... oder?“ Ich weiß bis heute nicht, warum ich mich auf diese Mutmaßung überhaupt einließ. Jedenfalls war ich weit weniger zuversichtlich, gab diesem Staat vielleicht noch zwanzig Jahre und wunderte mich sogleich selbst über meine Prognose. Was redete ich da überhaupt? Zwanzig Jahre? So konkret hatte ich

bisher nicht über die politische Lage im Land nachgedacht, geschweige denn diskutiert. Sah dieser Mann etwas, das mir nur zaghaft und instinktiv bewusst wurde?

Mit seiner Prophezeiung behielt er jedenfalls Recht.

*Markus Endler*

## **Glaube, Hoffnung, Liebe – Erweckt mit Mauerfall und deutscher Einheit**

*Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch die Liebe ist die größte unter ihnen. (Apostel Paulus aus dem Hohelied der Liebe)*

Der Mauerfall betraf die Menschen westlich und östlich der Elbe, gleiches galt für die Vereinigung beider deutscher Staaten am 3. Oktober 1990. Wie nahmen die Menschen diese Ereignisse wahr? Ich befragte stellvertretend jeweils drei von ihnen diesseits und jenseits des Stromes.

**Heike Nolte**, im November 1989 tätig als Krankenschwester im Skoliosezentrum in Sahlenburg, wohnhaft bei Bremen

**Markus Endler**, im November 1989 Student der Pädagogik, heute Lehrer für Deutsch und Kunst am Hansa-Gymnasium in Stralsund

**Sandra Pixberg**, im November 1989 Abiturientin in Bonn, heute Literaturwissenschaftlerin, wohnhaft auf Rügen

**Elfi Kück**, im November 1989 tätig als Archivarin auf der Volkswerft in Stralsund, lebte und arbeitete viele Jahre in Bremen, kehrte nach ihrer Pensionierung in die Heimat zurück

**Andrea Seeling**, im November 1989 Studentin der Slawistik und Anglistik in Bochum, heute Dozentin, wohnhaft auf Rügen

**Angela Beuchelt**, im Juni 1989 ausgebürgert in die BRD. Nach dem Mauerfall kehrte sie in ihre Heimat bei Stralsund zurück

*Wie erlebten Sie den 9. November 1989, als die Mauer zwischen Ost- und Westdeutschland fiel?*

**Heike Nolte:** Am 9. November 1989 hatte ich Spätschicht und erfuhr von der Maueröffnung am Rande. Wir hatten in unserem Pausenraum ein kleines Fernsehgerät, vor dem wir immer nebenbei die Nachrichten verfolgten. Ich hatte bis dato weder einen Bezug zur DDR noch kannte ich jemanden von dort. Ich

nahm die Nachricht zur Kenntnis und versorgte dann ganz normal meine Patienten weiter.

**Markus Endler:** Ehrlich gesagt, ich verbinde kein konkretes Erlebnis mit diesem Datum. Ich erinnere mich aber an demonstrierende Menschen in einer Herbstnacht, die durch Greifswald - Schönwalde zogen und deren Präsenz, die bei mir eher Skepsis und vage Befürchtungen auslösten. Wenig später sah ich mich in der Jacobikirche, in die ich mich eines Abends "verirrt" hatte, um einem Friedensgebet zu lauschen. Da hatte mich bereits die Neugier besiegt und eine Art Abenteuergefühl. Ob das aber am 9.11. stattfand, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen.

**Sandra Pixberg:** Ich besuchte 1989 die dreizehnte Klasse eines Bonner Gymnasiums. Ich kannte zu der Zeit kaum etwas über die DDR, und das Wenige hatte ich nicht in der Schule gelernt. Sprachen wir dort über Deutschland, handelte es sich ausschließlich um die Bundesländer der BRD mit ihren Landeshauptstädten. Sie waren auf einer großen Landkarte farbig veranschaulicht, den östlichen Teil der Elbe, also das Territorium der DDR, lernte ich als einen großen weißen Fleck kennen. Für die historische Tragweite der Ereignisse im November 1989 fehlte mir einfach das dazu nötige Wissen.

**Elfi Kück:** Als die Mauer fiel, dachte ich, mit Erich Honecker kam mein Glück und mit ihm ging es wieder. Ich heiratete, als er Staatsratsvorsitzender wurde, nun war ich frisch geschieden. Ich war in den Tagen zu sehr mit meinem persönlichen Kummer beschäftigt, daher begriff ich die Tragweite der Geschehnisse erst viel später.

**Andrea Seeling:** Ich war damals 23 Jahre alt, Studentin der Anglistik und Slavistik an der Ruhruniversität in Bochum und verdiente mir als Zeitungszustellerin Geld für mein Studium dazu. Mein Vater (der mir dankenswerterweise beim Austragen half) und ich saßen in den frühen Morgenstunden des 10. Novembers 1989 auf unserer Zeitungsrunde im Auto und hörten die Nachrichten im WDR. „Die Mauer ist auf!“ Der Sprecher berichtete aufgeregt, dass zwischen 01:00 und 02:00 Uhr morgens, am 10. November, tausende West- und Ost-Berliner die Mauer am Brandenburger Tor überwunden hatten. „Sie gehen über den Pariser Platz und durch das Tor! Auf der Mauer tanzen die Menschen vor Freude!“, beendete der Sprecher seine Nachrichten. Wir fuhren rechts ran und konnten es nicht glauben. Uns liefen die Tränen über die Wangen. Ich habe diesen Moment nie vergessen. Ein unglaubliches Gefühl der Solidarität und der Hoffnung durchströmte mich. Und der Glaube, dass Menschen, wenn sie gemeinsam und friedlich handeln, alles erreichen können.

**Angela Beuchelt:** Ich war zu der Zeit gerade dabei, mir eine Existenz in der BRD aufzubauen, in die ich im Juni 1989 ausgebürgert worden war. Nachdem ich die Auffangstationen Gießen, Rastatt und Biberbach durchlaufen hatte, bekam ich in Bad Oldesloe eine Neubauwohnung. Ich arbeitete mich gerade als Altenpflegerin ein. Am 9. November 1989 steckte ich mitten in der Einrichtung meiner ersten eigenen Wohnung. Das Telefon klingelte und als ich abnahm, schrien mir meine Bekannten aufgeregt zu: „Schalt den Fernseher ein!“. Die Bilder aus Berlin, die ich dort sah, fand ich unglaublich. Diese vielen Menschen, diese unfassbar langen Schlangen aus Trabbis, Skodas und Ladas, die pausenlosen Auszüge aus der aktuellen Kamera. Und dazwischen lief immer wieder das Gestammel von Schabowski, dass ab sofort gereist werden dürfe zwischen Ost und West. All dies begriff ich erst nach der zweiten Wiederholung, erst da wurde mir klar, alles geschah tatsächlich. Ich rief meine Mutter an, die in meiner Nachbarschaft lebte. Sie und mein Bruder hatte ein Schicksal wie meines ereilt. Zu dritt sahen wir uns die Livebilder an, die Tänze der Menschen auf der Mauer und ihre Umarmungen. Noch in derselben Nacht fuhren wir von Bad Oldesloe nach Schlutup. Ich saß bis zum Morgen am dortigen Grenzübergang und hoffte auf ein bekanntes Gesicht von Zuhause.

### *Welche Hoffnungen erweckte der Wegfall der Grenze in Ihnen?*

**Heike Nolte:** Der Wegfall der Grenze zwischen beiden deutschen Staaten spielte in meinem Leben keine Rolle. Diese Grenze kannte ich zwar aus dem Schulunterricht, doch dort wurde die Französische Revolution tiefgründiger besprochen als der andere deutsche Staat. Erwartungen weckten später die Medien in mir mit ihren Berichterstattungen. Ich hätte so gerne einen Trabbi gesehen. Später fuhr ich nach Berlin und besuchte nicht nur den Kudamm, sondern auch Marzahn.

**Markus Endler:** Ich stand mitten im Studium, wollte diesen Bildungsabschnitt erstmal abschließen. Den Lebensplan spontan zu ändern (wie einige Kommilitonen) kam mir nicht in den Sinn. Ich verspürte weder eine unerträgliche Unterdrückung, um das Land verlassen zu wollen, noch drängte es mich zu irgendwelchen Familienzusammenführungen, noch lockte die Reisefreiheit oder so. Letzteres setzte erst ein halbes Jahr später ein, wie mein kürzliches Studium eines Fotoalbums von 1990 zeigte. Vielleicht gehörte ich zur zögerlichen, abwartenden Fraktion.

**Sandra Pixberg:** Wenn es in der Zeit des Mauerfalls meinerseits überhaupt Berührungspunkte zur DDR gab, dann durch deren Literatur. Meine Mutter war in den siebziger Jahren fest verbunden mit der Literaturszene um Peter Handke, in der auch die Lyrikerin Sarah Kirsch einen Platz innehatte. Doch nicht nur deren Werke waren mir ein Begriff, Volker Braun war mir ebenso kein Unbekannter wie Christa Wolf, Maxie Wander, Stefan Heym und Heiner

Müller. Als Abiturientin und später als Studentin hoffte ich, dass die beiden Systeme kompatibel wären und sich daraus für mich und für die Menschen neue Visionen auf gesellschaftlicher Ebene ergäben. Dieser Wusch erfüllte sich leider nicht.

**Elfi Kück:** Erwartungen oder Hoffnungen hatte ich anfangs keine, doch noch in dieser Nacht fuhr ich mit meiner sechzehnjährigen Tochter per Bahn nach Berlin, um Verwandtschaft in Zehlendorf zu besuchen. Als wir dort morgens am 10. November 1989 klingelten, hatten wir beide bereits zu Fuß das Brandenburger Tor durchschritten, was ich als unglaubliche Strapaze erlebte, denn mit uns wollten viele Menschen durch einen geöffneten Verschluss des Tores auf die Straße des 17. Juni. Die Szenen auf den Bahnhöfen, die sich vor uns auf unserer Heimfahrt abspielten, werde ich nie vergessen. Die Menschenmassen verstopften Bahnhofshallen und Vorplätze, wir saßen in überfüllten Zugabteilen, in die sich Mütter ihre Kinder durch die Fenster reichen ließen, damit diese im Gedränge keinen Schaden nähmen. In dem Moment dachte ich, so muss meine Familie ihre Flucht aus Schlesien erlebt haben.

**Andrea Seeling:** Bereits Monate vor dem 10. November 1989 hatte ich die Reformen des sowjetischen Staatspräsidenten Michail Gorbatschow, die Wirtschaftskrise, die Massenflucht der Menschen in den Westen und die friedlichen Demonstrationen der DDR-Bürgerinnen und -Bürger in den Nachrichten verfolgt. So hatte auch meine Bewunderung für Gorbatschow und seine Reformziele von Perestroika und Glasnost einen großen Einfluss auf die Wahl meines Slawistik-Studiums im Jahr 1988. Mit dem Erlernen der russischen sowie einer weiteren osteuropäischen Sprache wählte ich mich gut gerüstet für eine gesellschaftliche und wirtschaftliche Öffnung des sozialistischen Systems. Als nun 1989 die innerdeutsche Grenze fiel, fühlte ich mich in der Wahl meines Studiums noch bestärkt und blickte voller Hoffnung auf die vielen Möglichkeiten, die sich mir nun in einem vereinten Deutschland, sowohl beruflich als auch auf sozialer Ebene, bieten würden. Ich wollte Teil sein dieser ‚Umwälzung‘ (die wahre Revolution hatte ja schon in der DDR stattgefunden), des ‚Neuaufbaus‘, wollte ‚etwas bewegen‘. Ich nahm mir fest vor, den Osten besser kennen zu lernen, dort vielleicht eine Zeit zu leben. Auf einem rein persönlichen Level war meine Hoffnung auch, dass wir nun einen engeren Kontakt zum ostdeutschen Teil unserer Familie (damals wohnhaft in Eberswalde) aufbauen könnten.

**Angela Beuchelt:** Die Gründe meines Wegwollens hatten sich mit dem Fall der Grenze aufgelöst. Meine Eltern waren in der DDR selbständige Schausteller gewesen. Es ging uns sehr gut. Schon als kleines Kind bekam ich mein eigenes Pferd. Als Teenager gehörten mir alleine fünfzehn. Ende der achtziger Jahre wurden meine Eltern durch die DDR-Behörden enteignet, weil sie Freunde nicht verrieten, die nach einem Familienbesuch im Westen blieben. Es folgten

entbehrungsreiche Wochen und Monate, in denen auch Repressalien an der Tagesordnung standen. Schließlich beschlossen meine Eltern, dass meine Mutter die DDR heimlich verlassen sollte. Ich war gerade achtzehn geworden, doch für mich und auch für meinen jüngeren Bruder stand fest, dass wir mitgehen. Mein Vater wollte unsere Verhältnisse sowie die seiner Freunde ordnen und dann nachkommen. Im Juni 1988 fuhren wir nach Ungarn und wurden dort an der Grenze Richtung Österreich, beim Versuch des illegalen Übertritts gestellt. In diesem Moment sah ich zum ersten Mal in eine Gewehrmündung. Ja, ich wusste, dass ich eine Gefängnisstrafe riskiere, wenn ich auf der Flucht erwischt werde, doch ich war überzeugt davon, es zu schaffen. Mit meiner Familie zusammen zu sein, bedeutete mir alles. Die Ereignisse nach der Verhaftung übertrafen meine schlimmsten Befürchtungen um vieles. Zuerst kam ich in Untersuchungshaft nach Gör/Ungarn, danach erfolgte meine Überstellung in das Untersuchungsgefängnis Rostock, die Verbüßung der Haftstrafe trat ich in Hohenleuben bei Gera an und schlussendlich folgte die Abschiebehaft nach Karl-Marx-Stadt, dem heutigen Chemnitz. Mit der Abschiebehaft schöpfte ich das erste Mal seit meiner Gefangennahme wieder Hoffnung, denn Abschiebehaft bedeutete Ausweisung und damit für mich: Alles hat bald ein Ende. Bis zu meiner Ausbürgerung hatte ich keine Ahnung, wie es meiner Mutter und meinem Bruder ging. Aber ich hörte von meinem Vater, der mit meiner Festnahme ebenfalls inhaftiert wurde. Auch er saß in Rostock ein. Er sprach immer extra laut, wenn er von seiner Hofrunde in die Zelle zurück marschierte. So konnte ich regelmäßig von ihm hören. Nach dem Mauerfall wollte ich einfach nur nach Hause zurück, heimkehren in mein früheres Leben.

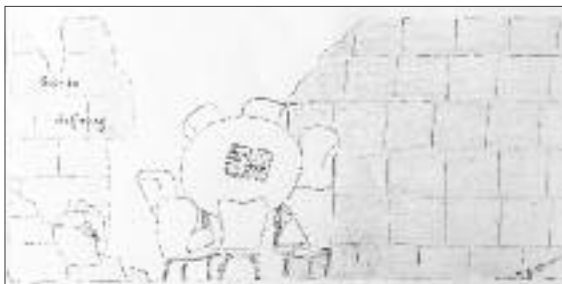
### *Wie tiefgehend änderte sich mit Mauerfall und deutscher Einheit ihr Leben?*

**Heike Nolte:** Am tiefsten hat sich bei mir mein persönlicher Beitrag in puncto Einheit eingepreßt. Ich zahle seither den Solidaritätszuschlag für den Aufbau Ost.

**Markus Endler:** Wie gesagt, ich wollte einfach fertigstudieren. Schon im Studium aber ergaben sich schnell Änderungen: das plötzliche "Verschwinden" älterer Professoren, die wir teilweise sehr schätzten, neue, interessante Lehrkräfte, die mit spannenden Themen kamen, andere wieder, deren "heiße Luft" wir bald durchschauten, der Wegfall von ML als verpflichtendem Studienfach (was uns freute), die teilweise Auflösung der Seminargruppen, deren Mitglieder sich auch später nie wieder trafen, meine ersten Erfahrungen mit moderner Technik wie PC und "richtigen" Kopierern. Und dann ergab sich die Möglichkeit, direkt in den gymnasialen Zweig des Schulsystems einzusteigen und zum ersten Jahrgang mit kompletter Referendarsausbildung zu gehören. In der Schule genoss ich diese frühen Jahre, die vom Experimentieren und



einer großen Freiheit in den inhaltlichen und pädagogischen Entscheidungen geprägt war. Diese Zeit ist längst vorbei. Und kommt nie wieder! Apropos „nie wieder“ : Ich zog später mit meiner Familie an den Wohnort meiner Großeltern, in dem ich die Wochenenden meiner Kindheit verbracht hatte. Das war ehemaliges Grenzgebiet mit den damaligen üblichen Einschränkungen. Zu ihm gehört die kleine Insel Bock, gelegen zwischen Bodden und Ostsee. Sie war trotz der Nähe unerreichbar wie der Mond. Das ist sie seit 1991 wieder, nun wegen ihrer Zugehörigkeit zum Nationalpark Vorpommersche Boddenlandschaft. Aber im Sommer 1990 bin ich mit einem Schlauchboot "rübergemacht" !



Kerstin Jensen: Glaube, Hoffnung, Liebe

**Sandra Pixberg:** Die Änderungen zogen scheinbar unmerklich, gewissermaßen schleichend in mein Leben ein. Nach dem Abitur ging ich 1992 für ein Jahr nach Südamerika, während es meinen damaligen Freund zur gleichen Zeit ins vereinte Berlin verschlug. Nach meiner Rückkehr aus Uruguay trafen wir uns regelmäßig in seiner Wahlheimat. Für mich begann damit eine stürmische, ja geradezu verrückte Zeit. Ich platzte mitten hinein in den einzigartigen Wandel Berlins, der zumindest in Form von Bauwut bis heute anhält. Ich fand Zugang zur Berliner Kulturszene, deren freier Geist mich tief beeindruckte, und der mich prägte. Zwei Gründe ließen mich 2002 in den östlichen Teil Deutschlands übersiedeln. Meinen Mann führte ein berufliches Engagement ins „Alte E-Werk“ nach Sassnitz und dorthin folgte ich ihm nur zu gerne. Die Ostsee liebe ich, seit ich denken kann. Denn meine Familie verbrachte die Ferien stets auf Fehmarn. Als Ethnologin jedoch faszinierten mich zugleich auch die Möglichkeiten des direkten Erlebens des Zusammenwachsens unserer sehr unterschiedlichen Lebenskulturen. Dieser Prozess ist längst nicht abgeschlossen und es gibt für mich bis heute immer wieder Neues zu entdecken.

**Elfi Kück:** Mit dem Wegfall der Mauer endete mein bisheriges Leben. Da mein geschiedener Mann keinen Unterhalt für unsere Tochter zahlte, war ich zur Alleinverdienerin geworden. Im darauffolgenden Sommer verlor ich auch noch meine Arbeit auf der Volkswerft. Ich bekam zwar sofort Weiterbildungsmaß-

nahmen angeboten, für die ich heute noch dankbar bin, doch es gab für mich keine Arbeit. Die fand ich in Bremen. Es folgten harte Jahre, werktags habe ich dort das Geld verdient, und nach der letzten Schicht fuhr ich mit dem Zug nach Stralsund, denn dort wartete meine Tochter, die eine Ausbildung bei der Allianz begonnen hatte. Meine Energie verbrauchte ich für ihr Durchbringen. Nach ihrer Ausbildung folgte sie mir nach Bremen. Ab da wurde vieles einfacher. Für mich begann das Leben noch einmal neu, ich heiratete noch einmal. Heute wohne ich wieder in meiner Heimat, ich lebe gerne hier, es geht mir gut.

**Andrea Seeling:** Ich würde sagen, die deutsche Einheit hat mein Leben grundlegend verändert, wenn auch nicht direkt nach dem Mauerfall. Aus persönlichen Gründen brach ich mein Studium Ende 1990 ab, machte eine Ausbildung zur Europasekretärin und verließ Deutschland im Jahr 1993. In Großbritannien studierte ich dann Politikwissenschaft und war lange Zeit in der Entwicklungskooperation in verschiedenen Ländern tätig. Erst fünfzehn Jahre später kehrte ich endgültig wieder nach Deutschland zurück, wo mein französischer Mann und ich dank der Wiedervereinigung auf Rügen ein neues Zuhause finden konnten. In meiner Abwesenheit hatte sich in Deutschland viel verändert, ohne dass ich mir dessen im Ausland wirklich bewusst geworden war. Nach der anfänglichen Euphorie über die deutsche Einheit folgte bei Ost- und Westdeutschen vielfach Ernüchterung, die in gegenseitigen Vorurteilen mündete. Die befremdliche Einteilung in ‚Wessis‘ und ‚Ossis‘ erlebte ich nun selbst zum ersten Mal am eigenen Leib. Dennoch war und ist mein Wille, im ehemaligen Osten heimisch zu werden, ungebrochen. Unsere Tochter wurde auf Rügen geboren. (Das hätte ich mir damals, am 10. November 1989, nicht träumen lassen!) Ich hoffe, dass sie ihr ganz eigenes, von kultureller Vielfalt geprägtes Nationalbewusstsein entwickeln wird.

**Angela Beuchelt:** In Bad Oldesloe erfüllten sich meine Hoffnungen nicht, obwohl ich schnell eine eigene Wohnung fand, ein Auto fuhr und gutes Geld verdiente. Ich hoffte, nun, wo eine neue Zeit angebrochen zu sein schien, in meiner eigentlichen Heimat ein selbstbestimmtes Leben führen zu können, ein Leben ohne Einschränkungen und ohne Demütigungen. Und das baute ich mir dann auch Stück für Stück auf. Ich heiratete, bekam Kinder, baute ein Haus aus und einen Hof auf. Dort lebe ich heute mit jeder Menge Tieren. Meine Ehe hielt leider nicht. Ich bin trotzdem glücklich und zufrieden. Meine Erwartungen, die ich mit dem Mauerfall verknüpfte, sind in Erfüllung gegangen.

*Vielen Dank für die Gespräche!*  
*Jutta Horn*

## Kakis Weg. Aus der DDR in die weite Welt

Sie war noch ein Schulmädchen, als ihre Mama sie eines Tages mit in die nahe Stadt nahm. Dort, auf dem Vorplatz der Johanniskirche, fand etwas Besonderes statt – ein Friedensgebet. Ein Hilferuf zu Gott, die Menschen in der DDR zu beschützen, damit der SED-Staat nicht auf das Volk schießt, das sich von der Mauer und jeglichen Einschränkungen ideeller und materieller Art zu befreien versuchte. Groß und Klein trug in den Händen eine Kerze. Ihr heller Schein leuchtete jetzt in den frühen Abend und ließ Kälte und Nässe vergessen. Und obwohl Kakis Mama darauf geachtet hatte, dass die Kerzen Pappmanschetten hatten, tropfte ein wenig Wachs auf Kakis Fingerchen, so dass sie fast vor Schmerz geweint hätte. Doch im selben Moment begannen alle wie aus einem Munde ein Lied, nein, ein Gebet anzustimmen, „Herr gib uns deinen Frieden!“

Kaki war nicht klar, ob sie an den ‚Herrn‘ glaubte. In der Schule wurde über Christen gespottet, Kakis Eltern jedoch lebten ihr und ihren vier Geschwistern das Christsein vor, allem voran die Nächstenliebe.

Die friedliche Revolution war siegreich und sollte Kaki die Welt öffnen. Das war ihr damals nicht gleich bewusst, doch noch heute, gut dreißig Jahre später, empfindet sie es als Segen. Auch diesen kleinen Schmerz von damals hat sie nie vergessen. Er brennt in ihr – eine Erfahrung, dass Abschiednehmen von Gewohntem, das Aufbrechen zu Neuem, oft mit Beschwerden verbunden ist. Sie mahnen, mit Gottes Hilfe nie aufzugeben.

Damals, 1989, hatte sie noch nicht im Traum daran gedacht, Missionarin zu werden, ja nicht einmal, die Bibel für sich zu entdecken.

Kaki war ein aufgewecktes Kind. Sie wuchs auf dem Land auf, in einem alten Pfarrhaus, das modernisiert worden war und nicht nur als Wohnung, sondern auch als Pension diente und überaus beliebt war. Einen großen Garten gab es, einen Teich, einen Park, den sagenhaft schönen Tollensesee und stets etwas zu erleben. Gern hörte sie auch ihrem Papa, dem Tierdokter zu, wenn er erzählte, dass Kälbchen, Ferkel, Lämmer, Fohlen, Miezzen oder was sonst so krecht und fleucht, oder neue Dorfbabys zur Welt gekommen seien. Nicht immer ohne Komplikationen. Und seitdem gab es nichts anderes - sie fühlte es, sie wollte helfen, sie musste Hebamme werden. Das stand felsenfest.

1990 lernte Kaki über ihre Geschwister einen Jugendkreis des Blauen Kreuzes, eines in der DDR verbotenen diakonischen Vereins zur Selbsthilfe bei Suchtkrankheiten, kennen. In Serrahn befand sich eine Rehabilitationsklinik. Dort und anderswo kam es zu Treffen mit jungen Leuten, die trockenwerden wollten und Unterstützung suchten. Da begann Kakis Leben mit Jesus. Sie wollte es, traute sich aber nicht, es zu sagen, denn während ihrer Pubertät, die mit dem rasanten politisch-kulturellen Umbruch der DDR zusammenfiel, stotterte sie.

Das wirkte sich auch in der Schule aus, in Russisch zum Beispiel, der Sprache mit den vielen Zischlauten - sh, tsch, sch, stsch, z, s wahren Zungenbrechern. Kaki wechselte die Schule und begann nach einem Superabschluss 1995 ihre Hebammenausbildung in Rostock. Das Stottern war wie weggeblasen, denn, wie es in der Bibel heißt, „alles war neu geworden“. Jetzt brauchte Kaki Jesus an ihrer Seite, mit ihm zu reden, zu ihm zu beten – tagaus, tagein. Sie fühlte sich innerlich wie

neugeboren. In Rostock lernte sie auch Barbara kennen - eine Krankenschwester, die schon in Tansania gewesen war, sich jetzt in der Geburtshilfe fitmachen ließ und auch in Kaki die Sehnsucht nach Tansania weckte.

2001 wurde es wahr. Nebenberuflich belegte die frischgebackene Hebamme, jetzt an der Bonner Universitäts-Klinik, Missionarsseminare, wo sie sich praktische Fertigkeiten wie Reifenwechsel und ‚medizinisches Nähen‘ aneignete. Dabei durchzuckte sie immer wieder dieser Schmerz des heißen Wachses anlässlich des Friedensgebetes, denn Englisch musste sie auch noch lernen, zuerst bei einem Privatlehrer, dann an Sprachschulen in Bournemouth und Manchester. Unglaublich, wie sie, die sich mit Russisch so herumgequält hatte, das alles schaffte, und dann galt es noch den Tropenkurs zu absolvieren.

Das alles wäre in der DDR niemals für sie möglich gewesen, so eingemauert, so überwacht, so ungeachtet als Christin. Jetzt, mit dreiundzwanzig, war sie Hebamme und Missionarin in Tansania. Vier Jahre waren für diesen Einsatz geplant. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Er weiß, was er einer jungen Frau zumuten kann und wann er sie vor ihrer Selbstaufgabe retten muss. Sie hat die vier Jahre nicht gepackt, war zu jung, zu ungefestigt noch, auch in ihrem Glauben. Ein Burnout zwang sie heimzukehren. Im Flieger schwor sie sich: „Nie, nie wieder will ich auf diesen Kontinent.“ Dann kündigte sie bei der Missionsgesellschaft.

Christen in der Nähe von Marburg, die Erfahrung mit Burnout hatten, betreuten sie. In zwei Monaten konnte sie ihre misslichen Erfahrungen, ihr Ausgebrannt-Sein, aufarbeiten. Jesus stand ihr bei und stärkte sie, schenkte Hoffnung. Ihre Freundin Barbara indessen, die bereits in der DDR den Ruf als Missionarin erhalten hatte, aber erst nach der Wende ausreisen durfte, überlebte Tansania diesmal nicht. Sie starb an Malaria, auf dem Rückflug in die Heimat.

Für Kaki jedoch kam ein Angebot aus der Schweiz, im Juli 2004. Wieder genesen, durchlief sie selbst eine Seelsorger-Ausbildung und erfuhr die Kraft der Vergebung. Ein neues Kapitel begann. Kaki lernte das Missionswerk WEC, Weltweiter Einsatz für Christus, kennen - und ein neuer Wunsch nach Afrika keimte in ihrem Herzen.

Zunächst wurden ihr in einer Geburtsklinik der Vereinigten Arabischen Emirate die Augen für die islamische Welt geöffnet. Nach ihrer Rückkehr sprach Gott zu ihr: „Ich rufe dich, fortan die medizinische Arbeit mit der geistlichen zu verbinden, eine ‚geistliche‘ Hebamme zu werden.“

Sie verschloss sich nicht und ging an eine Bibelschule in Holland, machte dort ihr Diplom, auf Englisch wohlgemerkt. Dann folgte ein Probe-Besuch im Tschad, wozu sie eine weitere Sprache brauchte, Französisch. Doch für den Einsatz als Hebamme und Missionarin – sie lebt und arbeitet seit 2014 im Wechsel in Abéché und bei einer tschadischen Großfamilie in Abou Goudam – wurde es auch noch erforderlich, ihre vorerst letzte Sprache, die schwerste bisher, zu erlernen, Arabisch.

Mission ist keine One-Man-Show. Ihr Elternhaus, eine Familie und Freunde im schweizerischen Thuis, die Kirchgemeinde ihrer Schwester Petra bei Frankfurt (Main) und viele Einzelspender unterstützen sie regelmäßig. Offizieller Arbeitgeber, der auch in ihre Rentenkassen einzahlt, ist das Missionswerk WEC. Kaki dankt Gott jeden Tag aufs Neue, dass sie sich so geborgen fühlen kann. Sie gehört zu den Menschen, aus deren Mund niemals Klagen zu hören sind, was auch auf sie zukommt.

Gern denkt Kaki an ihre Kindertage zurück, wo es mit fünf Trabanten im Hause recht lebendig zuging. Wie damals, als ihre Mama sozusagen als ‚Bückware‘ endlich einmal Orangen, die gewissen aus Kuba, ergattert hatte und Kind und Kegel um den Tisch saßen, um sie mit Inbrunst abzapellen. In diese Stille hinein donnerte Papa plötzlich: „Schmeckt wie Stro-o-h!“ Sie lachten, lachten bis die Wände wackelten. Zuweilen klingt es noch in Kakis Ohren. Solche Glückseligkeit trägt sie bis heute im Herzen. Alle zwei bis drei Jahre besucht sie für längere Zeit Europa, um ihre Bindungen zu festigen. Bald werden wir uns treffen.

Katharina Krug – Kaki – wuchs im gleichen Ort, ja im gleichen Haus auf wie ich, allerdings dreißig Jahre später. Ihre Lebensgeschichte hat sie mir direkt aus Abéché per Twitter erzählt. Ich danke ihr sehr, dass sie sich so öffnen konnte.

*Friedrun Jaeger Katharina Krug*



Kerstin Jensen: Gesichter

## 30 Jahre Deutsche Einheit . . .

Der Tag des Mauerfalls mit der Wiedervereinigung von Ost und West 1989 war ein Festtag der Sinne, herbeigesehnt, hochgelobt und bejubelt auf beiden Seiten. Diese blendigen Bilder hängen weiter in unser aller Gedächtnis.

Auch für mich selbst - 1940 geboren - war und ist dieser Tag noch heute von persönlicher Bedeutung.

1946 bin ich durch die Flucht, die im Januar 1945 begann, nach West-Deutschland gekommen.

Da ich selbst aber in Ost-Deutschland, in Hinterpommern, geboren bin, war der Mauerfall 1989 mit der Wiedervereinigung für mich wie eine Zusammenführung mit mir selbst.

Es war so, als wenn ein Teil von mir, sich mit mir selbst vereint hätte und endlich wieder heimgekehrt wäre.

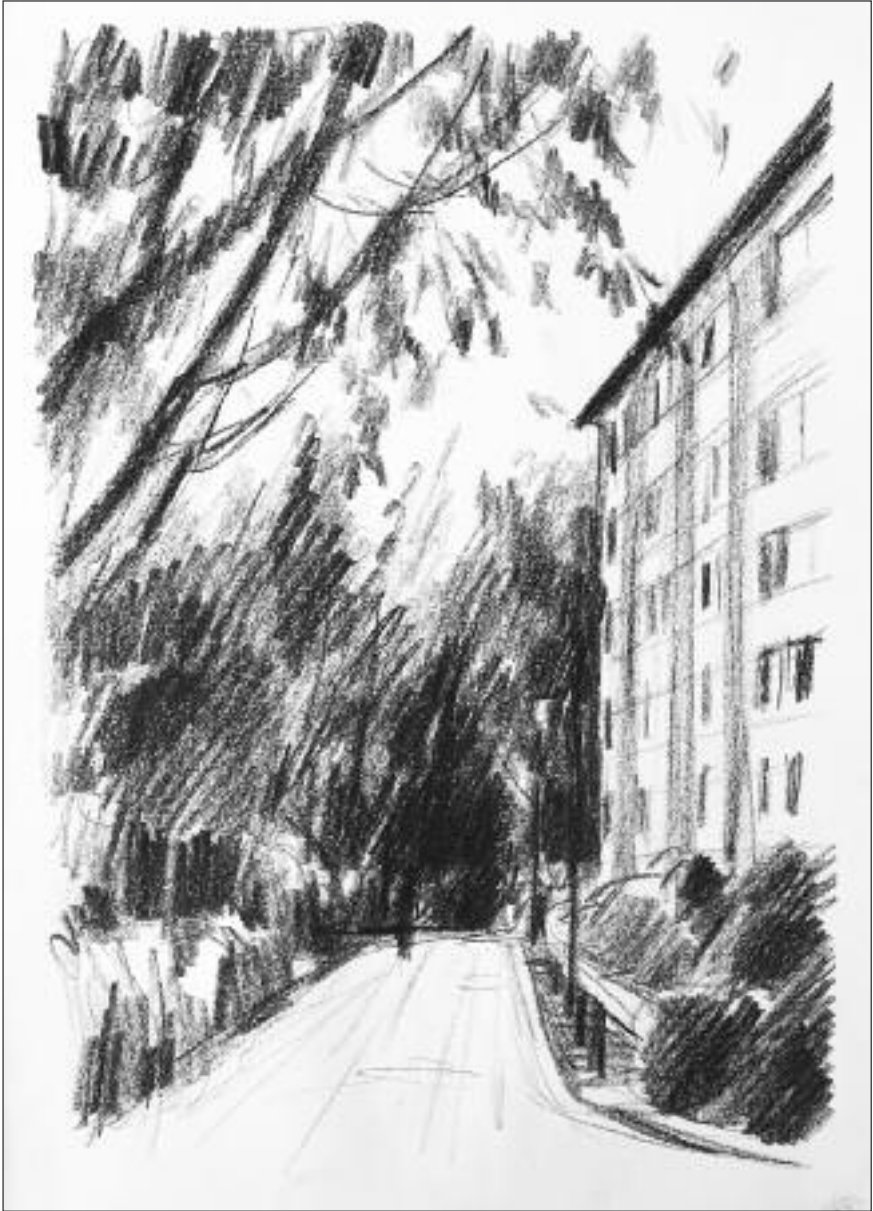
Dieses Gefühl nach all den Jahren zu erleben, fühlte sich warm und wahr an. Und dieses Gefühl lebt bis zum heutigen Tage in mir - weiterhin wahr und warm, bedeutsam und Geschichts-trächtig.

Zu verteidigen brauche ich es nicht,  
es ist mir allgegenwärtig, und weil das so  
ist, habe ich mir ein Herz genommen und  
bin 2004 zurück nach Ost-Deutschland  
gezogen, nachdem ich mein Haus in West-  
Deutschland verkauft hatte.

Seit also 15 Jahren bin ich mir, in diesem  
Teil von mir, wieder selbst bzw. verbunden,  
indem ich zu meinen heimatischen Wurzeln  
zurückgekehrt bin, und wunderbare, beständige  
Freundschaften <sup>ist</sup> behalten, bzw. neu schließen  
konnte, in West wie in Ost-Deutschland,  
in Einheit mit mir selbst.

Edeletraut Veith

# Nicht vergessen, wie es war



Markus Endler: Knieper West



## Sich fügen heißt lügen

Neun war sie, als sie sich „in Grund und Boden“ schämte, am Tag der ersten Wahlen der noch jungen DDR. Ein Traktor tuckerte durchs Dorf – die Sensation für Groß und Klein. Sie kamen aus ihren Häusern und rissen Augen und Ohren auf, um mitzubekommen, was der Bürgermeister in seinem Sonntagsanzug durch sein riesiges blechernes Megafon verkündete:

„All sün tau Wahl gahn, blot de Paster un sin Fru nich.“

Da traute sie sich tagelang nicht mehr zum Spielen hinaus und war froh, dass sie bald in die Stadt ziehe würden.

„Na, mein Kind, wie heißt du denn?“, fragte der Lehrer. Er mühte sich, ihren Namen zu verstehen. „Friede-Maus?“, wiederholte er unter dem Johlen der Drittklässler zigmal, „auf was für einen Namen hat dich dein Vater, der Herr Pastor, denn da getauft?“

Von der 4. bis 7. Klasse gab es in der Schule das „Abzeichnen für gutes Wissen“. Vier davon, metallene, liegen noch in ihrem Andenkenkästchen. Protzend das blaue JP der Jungpioniere, von einer lodernden Flamme gekrönt. Dazu zwei „Goldkinder“, ein Junge und ein Mädchen, ein rotes Buch in den Händen, in das sie hineinschauen. Man kann eine pralle Ähre wahrnehmen, den Schriftzug „FÜR GUTES ARBEITEN IN DER SCHULE“ und eine Jahreszahl. Die Nadel wurde auch ihr verliehen, aber, was sie zu bitterlichem Weinen brachte, die dazugehörige Freikarte fürs Kino oder das Marionettentheater „Bällchen Schnellchen“ nicht – sie ist ja kein Pionier gewesen.

In der 9. Klasse sollten sich alle verpflichten, Verwandte in Westdeutschland oder Westberlin nicht mehr zu besuchen. „Westreisen“ waren bis dahin noch möglich, man musste jedoch einen Pass beantragen, den es nur gab, wenn die Schule oder der Betrieb zustimmten. Drei oder vier Klassenkameraden unterschrieben nicht. Wie sie. Sie durfte prompt nicht zu ihrer Oma fahren, etliche der braven Unterzeichner wohl. Doch das Schlimmste stand ihr noch bevor. Das Verbot, bei Auftritten des Schulorchesters, sie spielte die Erste Geige, mitzuwirken, da sie nicht der FDJ angehörte und sich auch weigerte, deren „Markenzeichen“, das Blau-Hemd, anzuziehen. Da hatte es sich für sie „ausgeigelt“, für immer, aus Frust, Trauer, aus Kränkung. Dabei wäre sie viel zu gern, allein wegen der Gemeinschaft, FDJlerin gewesen. Tatsächlich aber hatte es ihr Vater aus weltanschaulichen Gründen verboten. Mehr als einmal wurde sie deswegen vom jeweiligen Schulleiter zu Gesprächen unter vier Augen zitiert. Hören wollten sie von ihr, dass ihr Vater der „Schlimme“ sei. Doch ihn zu verpetzen brachte sie nicht übers Herz. Schließlich hatte sie schon einmal, am 17. Juni 1953 beim Volksaufstand, erleben müssen, wie er direkt von der Kanzel „abgeholt“ worden war. Dieses Hin- und Hergerissensein in ihrer Seele behielt sie ganz allein für sich. Auch Mama hat es nie erfahren.

Einen Trumpf fuhr die Oberschule dann doch noch ein. Als sie ein paar Tage krank war, war die Klasse en bloc in die Deutsch-Sowjetische Freundschaft

eingetreten – und hatte sie mir nichts dir nichts dahin mitgenommen. Da gab es kein Entrinnen, und auf neue Diskussionen hatte sie keinen Bock mehr. Naja - auffressen ließ sie sich von dem allen ja nicht. Und über einen Mangel an Erfolgserlebnissen hatte sie auch nicht zu klagen. Sie war nämlich sehr gefragt, bei Schulfeiern und vielerlei Gelegenheiten Gedichte vorzutragen. Fünfzig Jahre nach dem Abitur fragte ihre Deutschlehrerin noch, ob denn wenigstens eines der Kinder oder der Enkel in ihre Fußstapfen getreten sei. Und voller Stolz konnte sie verkünden, ja, sogar mehrere, und Geschichten schrieb sie auch schon.

Leider konnte auch das beste Rezitieren sie nicht vor der Ablehnung vom Medizinstudium retten. Die Zulassungsstelle bot ihr stattdessen ein Technisches Studium an einer Ingenieurhochschule an, obwohl Mathematik gerade ihr schlechtestes Fach war. Sie duckte sich nicht und konnte nach einem Praktischen Jahr im Krankenhaus drei Wochen nach dem Mauerbau an der Humboldt-Universität ihr Traumstudium aufnehmen. Mit einem Ernteeinsatz begann es. Die Studiosi beackerten den Boden, der Herr Politbetreuer die Studenten. Sie sollten eine „freiwillige“ Verpflichtung liefern, im Falle eines kapitalistischen Übergriffs mit der Waffe in der Hand die DDR zu verteidigen. Es war wie ein Wunder: Sechs der achtzehn Kommilitonen ihrer Seminargruppe erklärten sich nicht dazu bereit, sondern lediglich zu Sanitätsdiensten – fünf davon waren Pfarrerskinder. Man hatte sie zusammengesteckt und damit unter Kontrolle - und sie unbeabsichtigt so auch stark gemacht. Im weiteren Studium gab es für sie selbst keine politischen Repressalien mehr. Dass sie aber dennoch „gut überwacht“ wurde, auch während ihrer ärztlichen Tätigkeit, wurde bei aller Vorahnung erst dreißig Jahre nach dem Mauerfall durch Freunde und die „bewussten“ Akten zur Gewissheit.

Zum Jahresbeginn 1968 war sie Ärztin. Sie begann ihre Tätigkeit in einer Kreisstadt im Bezirk Rostock. Eines schönen Tages wurde ihr Mann dort auf der Straße angesprochen, ob er sich nicht schäme - im Sozialismus mit einem Bart? Er ließ sich nicht provozieren und erwiderte, solange den Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht auch einer ziere, nö. Nebenbei erfuhr sie von einer weiteren Diskriminierung, dass Gerald Götting, der Vorsitzende der DDR-CDU, als er anlässlich eines Parteitags in Güstrow mit Genossen an ihrem Mann vorbeiging, die Worte „Noch ein Reserve-Christus!“ fallengelassen hatte. Doch aller guten Dinge sind drei. Bei der Zuweisung eines Krippenplatzes für ihr erstes Kind ließ sich die Einweisende zu der Bemerkung herab: „Hier haben Sie Ihren Krippenplatz. Da kann Ihre Frau ja Geld verdienen gehen, damit Sie sich wieder mal rasieren können!“

Einzelfälle waren das nicht. Es gehörte zum System. Noch 1988, als ihre Tochter im dritten Schuljahr als Klassensprecherin vorgeschlagen worden war, gelang es ihrer Lehrerin, dies mit den Worten zu verhindern, die Mitschüler wüssten aber schon, dass M. an den lieben Gott glaube.

Sie ist bis heute empört, dass es der DDR und damit vielen ihrer Staatsbürger ein Dorn im Auge war, wenn persönliche Freiheiten ausgelebt wurden. Neben der Abwertung war die politische Dimension dabei undemokratisch, diktatorisch, verletzend. Hätte der Staat Andersdenkenden mehr Raum gelassen, wäre er letztlich glaubwürdiger gewesen und sie würde mit einem wärmeren Gefühl an ihn zurückdenken können. Schließlich war er ja ihre Heimat gewesen.

Ist aber in der Bundesrepublik Deutschland heute Ähnliches unvorstellbar? Wie klingt denn, was Ende der 90er Jahre bei einem Hochschulwechsel ihres Sohnes von Berlin in eine westliche Großstadt gesagt worden war: „Na, dann wollen wir mal hören, was der Kleine aus dem Osten kann!“ Und sie sieht auch mit Sorge, wie man heute umgeht mit Zugereisten, Muslimen, Juden - durch unterschiedliche Institutionen, Parteien und einfache Bürger wie Hinz und Kunz, wie jedermann.

*Friedrun Jaeger*

## **In jenen Tagen**

Es ist nun schon so lange her, und ich kann mich gar nicht mehr an alles erinnern, und darum weiß ich auch nicht immer das genaue Datum der Ereignisse, bei denen ich zugegen war. Aber sie sind in meinem Gedächtnis festgeschrieben und ich bin heute froh, dabei gewesen zu sein.

Zu Hilfe habe ich die Broschüre „100 Tage, die die DDR erschütterten“ von 1990 genommen. Hier wird in Presseauszügen der Zeitraum vom 10. September 1989 bis zum 18. Dezember 1989 dokumentiert, und anhand dieser Daten versuche ich meine Erlebnisse einzuordnen.

Damals arbeitete ich in einem staatsnahen Betrieb und man musste schon vorsichtig sein mit Äußerungen über Staat und Regierung, um sich nicht zu gefährden. Auch wusste wohl 1989 kaum jemand, wohin die Reise gehen würde.

Nach Angaben von „neues forum 1/89“ laut Doku „100 Tage ...“, demonstrierten in Stralsund am 31.10. 1989 5000 Menschen, um politische Veränderungen zu bewirken. Mir war damals dieser Termin bekannt, aber alleine wollte ich nicht hingehen, und so einigte ich mich mit meinem damaligen Arbeitskollegen und Freund, dass wir da mitmachen.

In „Sankt Marien“ fand die Auftaktveranstaltung statt. Die Kirche war übertoll und auch davor standen die Massen. Sprechchöre hallten durch das Kirchenschiff. Teils aggressiv, teils fordernd. Die Gesänge: „Herr gib uns deinen Frieden“, initiiert durch den Veranstalter, wohl aus Kirchenkreisen, brachte dann immer wieder die nötige Ruhe.

Eine weitergereichte Liste mit entsprechenden Forderungen unterschrieben wir beide nicht. Aus Angst? Vielleicht.

Danach begann die Demonstration in Richtung des damaligen Wehrkreis-kommandos in der Wasserstraße. Bevor die Demonstrierenden die Wasserstraße erreichten, scherten wir aus. Zu riskant, entschieden wir.

Es gab mir damals schon zu denken, wie viele Menschen doch mit dem „real existierenden Sozialismus“ unzufrieden waren.

Die zweite größere Veranstaltung fand am Theatervorplatz statt. Hier nahm ich mit meiner Frau teil. Vorne, auf den Eingangsstufen zum Theater, standen die Verantwortlichen der Stadt. Die Genossen der Kreisleitung der SED und andere Funktionäre. Jene versuchten die derzeitige Situation darzustellen, scheiterten aber kläglich. Der Frust auf der anderen Seite war zu groß.

Überall die meist nur provisorisch erstellten neuen Plakate: SPD, Neues Forum, Demokratischer Aufbruch, u.a. Es gab dann noch ein wenig Entspannung und Gelächter, als von einem gegenüber liegenden Gebäude ein Stalinbild gezeigt wurde. Die „Aussprache“ der Genossen mit ihrem Volk endete friedlich, aber die Gegensätze konnten nicht besser gezeigt werden.

Für uns beide, meine Frau und mich, war einmal mehr klar, dass bei uns im Land nicht alles rund lief.

Meine Teilnahme an einer öffentlichen Versammlung zu Wohnungsfragen der Stadt Stralsund bestätigte das nur. Wir, wohnend in einer Neubauwohnung in Grünhufe, waren über die Probleme in der Altstadt überhaupt nicht im Bilde. Sahen zwar den Verfall, nahmen diesen aber trotzdem nicht so richtig wahr oder wollten das auch nicht. In der Versammlung lief dennoch alles in geordneten Bahnen. Ein betrunkenen, schreienden Besucher wurde sanft rausbefördert.

Später überschlugen sich dann die Ereignisse. Mauerfall, Reisefreiheit, erste freie Wahlen, Währungsunion, Einigungsvertrag, ein Land.

Mich haben die beschriebenen Ereignisse schon zum Umdenken bewegt und dass vieles hätte anders laufen müssen. Aber gab es eine Alternative? Gab es einen dritten Weg?

*Gert-Helmut Schmidt*

## Brief an „meinen“ IM

Hallo IM Mohrle!

Ich kenne deinen richtigen Namen, weiß, wo du wohnst, und habe deine Telefonnummer! Schon lange, viel zu lange, will ich von dir Antworten auf meine Fragen. Will verstehen! Vor gut zwei Jahrzehnten schon hatte ich alles zusammen. In zitternden Händen hielt ich den Telefonhörer und legte dann doch wieder auf. Aus Angst! Ich hatte wirklich immer noch Angst, denn meine Kinder waren noch klein.

Warum musstest du dich unbedingt „Mohrle“ nennen? Nach diesem süßen kleinen Kätzchen aus meinem Lieblingskinderbuch und dem harmlosen Kinderlied? Was du getan hast, war alles andere als harmlos. Du warst alt genug, um zu wissen, was passiert, wenn du mich verrätst und meinen Brief an die Stasi weitergibst!

Natürlich war es unverzeihlich dumm von mir, gerade dir, einem LKW-Fahrer der DDR-Außenhandelsfirma Deutrans, meinen Brief in die Hand zu drücken. Aber ich glaubte wirklich, dass du ihn sicher über die Grenze bringst. Ich habe dir vertraut, weil du so nett zu mir warst. In diesem Brief teilte ich einem West-Bekanntem mit, dass nunmehr jede Korrespondenz meiner Familie von den „Organen des Staates“ abgefangen werde. Ja, wirklich naiv, ich hätte diese Zeilen auch gleich in den Briefkasten der Stasi-Villa vis-à-vis werfen können. Mit achtzehn ist man eben noch nicht mit allen Wassern gewaschen. Du aber warst es! Hast du eine Ahnung, was danach mit mir passierte?

Ich erhielt eine Vorladung zu Klärung einer Straftat. Perfiderweise ein Vierteljahr vor dem Termin. Das reicht, um sich hinreichend selbst verrückt zu machen. Ich gab zwar die Schreibmaschine, mit der ich den bewussten Brief geschrieben hatte, meiner Freundin. Im Verhör selbst merkte ich, wie lächerlich dieses Unterfangen war. Nicht nur der Brief wurde mir vorgelegt, nein, mein Leben außerhalb der Wohnung wurde mir mit Fotos dokumentiert. Zwei Stasibeamte mittleren Alters führten das Verhör. Ein Tonband lief mit.

Weißt du, IM Mohrle, in diesem Moment fühlte ich mich völlig ausgeliefert! Aber es sollte noch schlimmer kommen: Man forderte mich auf, einen Artikel aus dem DDR-Gesetzbuch laut vorzulesen. Mit zitternder Stimme las ich, dass versuchte Landesflucht mit einer Freiheitsstrafe zwischen zwei und acht Jahren bestraft werde. In dieser Sekunde begriff ich, was für mich auf dem Spiel stand! Mir wurde klar, wie es dazu gekommen war. Als ich mit dir im Deutrans-Lastzug fuhr, war ich auf dem Weg an die Ostsee. Auf der Rückreise trampelte ich mit einem schwedischen LKW-Fahrer. An einer Raststätte bei Wittstock wurde der Schwede mit mir von der Polizei herausgewinkt. Unsere Personalien nahm die Polizei auf und ich wurde fotografiert. Mehr ist damals nicht passiert. Der Schwede aber war in großer Sorge. Würde man ihm die Einreiseerlaubnis in die DDR entziehen, würde ihn das seinen Job kosten.

Nun holte mich dieses Ereignis ein. „Sie!“, brüllte der Stasibeamte, „Sie haben

der DDR so viel zu verdanken, und dann DAS?!“

Der andere versuchte es moderater: „Ich kann ja verstehen. Sie hatten es ja auch nicht leicht. Vielleicht hat ja der Schwede Sie zur Flucht überredet?“

Ich erklärte, dass ich gar nicht die Absicht habe, die DDR zu verlassen.

„Ach ja?“, höhnte der etwas Jüngere und las mir einige Passagen meines Briefes vor, in denen ich schilderte, wie unfrei ich mich in diesem Staate fühlte.

In mir wuchs erst sacht, dann immer stärker der Mut der Verzweiflung. Ich spürte plötzlich eine Kraft, von der ich nicht wusste, woher sie kam. Sie legten mir die Fotos vor, die mich am schwedischen Lastzug zeigten.

„Das ist der Beweis!“, schrie der eine.

„Nein!“, brüllte ich heftig zurück. „Das ist nur der Beweis, dass ich mit einem schwedischen LKW getrampt bin! Ich hatte NIE vor, die DDR illegal zu verlassen!“

Der Druck erhöhte sich, aber ich merkte, dass ich in gleichem Maße renitenter wurde, was mich selbst verwunderte. Ich hatte in meinem Elternhaus eine strenge Erziehung genossen und mein Benehmen hatte bislang nie Anlass zur Klage gegeben. Als ich Jahre später im Bericht über dieses Verhör in meinen Stasiunterlagen las: „Die X trat während des Verhörs äußerst frech auf“, erfülle mich das mit einigem Stolz.

So sehr die Beamten versuchten mich zu „bearbeiten“, desto verstockter wurde ich. Man legte mir Papier und einen Stift vor und drängte mich mein Geständnis zu schreiben. Ich sagte, ich habe nichts zu gestehen und habe somit nichts zu schreiben. Der eine Beamte schob den Bürostuhl zurück, verschränkte die Arme und sagte ganz ruhig: „Wissen Sie, Fräulein X, ob Sie heute, morgen oder überhaupt noch einmal hier herauskommen, das liegt ganz bei uns! Schreiben Sie!“

Er begann zu diktieren. Ich dachte an meine Eltern, denen ich von dieser Vorladung nichts gesagt hatte. Dann schrieb ich. Ab dem dritten diktierten Satz merkte ich: Das ist wirklich ein Geständnis! Du gehst in Haft! Ich schrieb nun nicht mehr, was mir diktiert wurde, sondern formulierte schwitzend eigene Sätze, in denen ich beteuerte, dass ich nie vorhatte aus der DDR zu flüchten. Das war schließlich die Wahrheit. „Bleib im Land und wehr dich täglich!“ So hieß es bei uns immer.

Ich merkte, wie meine Kraft abnahm. Kopfschmerzen, meine „ständigen Begleiter“, stellten sich wieder ein. Ich zog aus einer Tasche meine Tabletten und bat um ein Glas Wasser.

„Nein! Hier wird nix genommen!“

Ich drückte die Tablette aus der Verpackung und schob sie mir in den Mund. Mit einem Mal, waren die Beamten, die eben noch so gelassen waren, aufgesprungen. „Was haben Sie da genommen? Spucken Sie das aus!“

Demonstrativ schluckte ich das Medikament herunter. Die Stasileute sahen sich an. Der eine sagte: „Sie können gehen!“

Plötzlich war mein Mut wieder da. Ich genoss meinen Punktsieg und fragte:

„Muss ich eigentlich die Stunden, die ich hier verquast habe, nacharbeiten?“  
Ich ging hinaus ins Freie und atmete tief die Frühlingsluft ein.

Übrigens, Mohrle, du warst nicht der einzige Spitzel in meinem damals noch jungen Leben! Du warst einer von vielen, was aber deine Rolle nicht besser macht. Man konnte sich auch anders entscheiden, auch als Kommunist! Wie zum Beispiel mein Klassenlehrer. Den suchte die Stasi auch auf und befragte ihn über mich. Da ich diesen Lehrer mochte, blieb ich oft nach Unterrichtschluss länger und wir unterhielten uns. Er kannte meine Kritik am DDR-Gesellschaftsmodell genau, und dennoch stellte er mir gegenüber der Stasi ein Klasse-Zeugnis aus. Eine Lüge zwar, aber vielleicht das wichtigste Zeugnis für meine Freiheit damals.

Und, IM Mohrle, jetzt bist du ein alter Mann - wenn es dich noch gibt. Wie ist dein Leben verlaufen? Warum hast du dich verpflichtet? Wie ging es für dich nach der Wende weiter? Hast du dich einem der Menschen, die du in deiner Funktion ausgehört hast, je mal erklärt? Weißt du, was aus ihnen wurde? Hat dir irgendwer mal leidgetan?

Ich für meinen Teil habe nach der Wende eine Chance bekommen und ich habe sie genutzt. Ich durfte studieren und einen interessanten Beruf ergreifen. Für mich kam die Wende genau richtig.

Doch an dich denke ich noch oft. Ich weiß nicht, ob ich dir verzeihen kann. Welche Halbwertszeiten haben Misstrauen und Wut? Aber ich würde dir zuhören. Ich möchte dein Handeln verstehen. Vielleicht ist dafür noch Zeit. Du kannst dich melden.

Meine email - Adresse ist: [handeln.verstehen@web.de](mailto:handeln.verstehen@web.de)

Auf Antwort hofft

Die ...

*Nach Gepflogenheiten der Stasi, wurde immer über „Die ...“ oder „Der ...“ berichtet (was an sich schon herabwürdigend ist)*

*Dieser Brief ist keine Story, sondern es ist meine Geschichte. Ich hoffe wirklich, noch Antwort zu bekommen.*

*Anmerkung: IM = Inoffizieller Mitarbeiter der Staatssicherheit der DDR*

*Andrea Schubert*

## Freiheit

Du spürst die Schläge noch auf deinem Rücken.  
Deine Kerze fällt zu Boden  
und tausend Demonstranten laufen mit dir.  
Ein Mädchen, dessen Schreie dich durchdringen.  
Deine Festnahme.  
Die Verhöre widerhallen tausendfach.

Ist das die Freiheit, die ich meine?  
Ist das die Sicherheit in unserem Staat?  
Ist das De-mo-kra-tie?  
Ist das mein Vaterland?

Die Spannung fließt wie flüssiges Gestein.  
Millionen reisen in den Westen aus  
und neue Gesetze werden geschlossen.  
Unser Staat hat Konten auf Schweizer Banken.  
Der illegale Waffenhandel verletzt die Friedenspolitik.  
Und Foren werden nicht zugelassen.

Die Presse darf jetzt offener schreiben.  
Aus dem Gefängnis wächst die Amnestie  
und endlich bricht die Mauer.

Schrei weiter für die Freiheit!  
Leg die Sicherheit nicht in des Anderen Hand.  
Und sing auch wieder:  
„Deutschland, einig Vaterland!“

*Anne Schneider*



## Gruß aus der Vergangenheit

Marianne wischt sich mit dem Ärmel den Schweiß aus dem Gesicht. Sie streckt den Rücken. Ihr prüfender Blick gleitet durch das Zimmer. An der Wand stehen ihre Möbel und Kisten, Taschen und Koffer aufgereiht. Ein etwas chaotisch anmutendes Bild. Bunt wie ihr Leben. Sie nimmt einen Schluck Wasser und setzt sich aufs Sofa, das nun bald seinen Weg in den Sperrmüll findet. Geschafft.

Das also ist der Abschied? Der Abschied von Berlin! Von Deutschland. Der Aufbruch in ein Abenteuer. Weg von gesellschaftlichen Zwängen und großstädtischer Hektik. Weg von Lärm, Gestank, künstlicher Lichterflut und dem technischen Rhythmus der Großstadt. Sie will ihr Leben in der Natur. Sie schließt die Augen und sieht die milde Landschaft vor sich. Den sanften Hügel des Weinberges, dessen Kuppe der mächtige dreihundertjährige Maronenbaum krönt. Und fast im Tal steht ihr kleines spitzmütziges Weinberghaus. Daneben der Obstgarten. Noch ist er überwuchert von dornigen wilden Pflaumenbäumen. Viel Arbeit erwartet sie. Den Weg zum Haus säumen Robinienbäume. Deren weiße Blütentrauben hüllen im Frühjahr das Tal in einen betörenden Duft. Sie meint, das Summen von Tausenden Bienen zu hören. Der alte Kurbelbrunnen wartet auf ein neues Dach. Er wird ihr das ganze Jahr über frisches Trinkwasser spenden.

Sie nimmt nicht viel mit in ihr neues Leben. Ein Teil der Möbel wandert auf den Sperrmüll, die Rattanregale bekommt ihre Freundin. Die Bücher und Andenken, die ihr Sohn Sven ausgewählt hat, sind auf dem dunklen, schweren Schreibtisch gestapelt. Ihr bleiben zwei Koffer, der Rucksack, zwei Bücherkartons, der Sack mit dem Bettzeug und ihr Laptop. Kleines Umzugsgepäck für einen großen Schritt.

Zwei Jahre war dieses Zimmer mit Duschbad und Miniküche ihre 23-qm-Wohnbox, der letzte Unterschlupf während ihrer Selbstständigkeit in Berlin. Ein Plattenbau in Lichtenberg, vollgestopft mit Studenten, Migranten und Rentnern in dreihundert dieser Waben. Ein Summen und Tönen Tag und Nacht. Daran hatte sie sich nicht gewöhnt, aber die Vorteile der Wohnung genossen: Eine unschlagbar niedrige Miete und gute Verkehrsanbindung ans Stadtzentrum. Und hinterm Haus die Gartenanlagen mit einem Bachlauf. Natur würde sie bald im Überfluss genießen können. Sie lächelt.

Die Wohnung ist ihr jetzt schon fremd. Morgen jedoch hat sie diesen Lebensabschnitt hinter sich.

Es klingelt. Dann hört sie den Schlüssel im Schloss. „Hallo, Mutter.“ Sven reicht ihr seine stoppelige Wange zum Kuss. Er hat Freunde mitgebracht. „Hallo Jungs. Wollt ihr einen Kaffee? Ich hab auch ein paar Schrippen geschmiert. Ihr habt bestimmt noch nicht gefrühstückt.“

Während sich die beiden Freunde in die Miniküche drängeln, gehen Mutter und Sohn ins Zimmer. Er blickt sich nachdenklich um. Sie werden hier nie mehr

zusammen kochen oder miteinander reden. Sie wird einfach weg sein. 900 Kilometer weit weg in einer anderen Welt. Ganz verstehen kann er es nicht. Seit vier Jahren redet sie davon, denkt er, sie ist immer wieder umgezogen in eine kleinere Wohnung, hat ihr altes Leben Stück um Stück losgelassen, aussortiert und immer weiter reduziert. Wofür, fragt er sich. Das ist nun der Rest eines ehemals gutbürgerlichen Haushaltes mit schweren Bücherschränken, Vitrinen voller Porzellan und gemusterten Teppichen auf hellem Parkettboden. Die meisten der Gegenstände waren als Erbstücke einer Tante ihres Mannes in den Haushalt gelangt. Und mit den Möbeln hielten auch die fremden Gedanken und die Pflicht zur Dankbarkeit Einzug in ihr Leben. "Sie verstopfen die Wohnung und erdrückten mein eigenes Denken und Fühlen", hat sie ihm einmal gesagt. Sie war eine Fremde zwischen dem dunklen putzsüchtigen Historismus. Die Leichtigkeit und Kreativität floh aus ihrem Heim. Und am Ende sie selbst.

Sven blickt aus dem Fenster. Und er schluckt. Doch er mag jetzt der Mutter die Aufbruchsstimmung nicht verderben. Inzwischen hat sein Freund ihm einen Topf Kaffee und ein Wurstbrötchen in die Hand gedrückt. Sven beißt herzhaft zu.

Sie schweigen. Aus der Nachbarwohnung dröhnt der Fernseher des schwerhörigen Rentners, von oben schallen Schritte und vom Gang dringt Kinderlachen zu ihnen. "Das ist die kleine Vietnamesin, sie wohnt mit zwei Kindern und ihrem Mann ganz hinten. Sie haben einen Imbissladen neben dem Einkaufszentrum. Zu viert in so einer Wohnung. Unvorstellbar!", sie lauscht den sich entfernenden vietnamesischen Kinderstimmen nach.

"Du hast das ja gut vorbereitet, der Transport ist überschaubar. Das ist bis zum Nachmittag zu schaffen", meinen die Jungs anerkennend. "Morgen und übermorgen malern. Und tschüss."

„Sag mal, Mutter, was ist mit dem alten Schreibtisch von Opa?“, fragt Sven. „Den hätte ich gern.“ Marianne lächelt ihrem Sohn zu. „Fein, das freut mich.“ Sie weiß, dass er an ihrem Entschluss schwer zu knabbern hat. Er wird nun allein klarkommen müssen und es wird ihm gut tun. „Und mir auch“, denkt sie. Sie ist ja nicht aus der Welt. Es gibt Skype und Facebook, Telefon und Züge.

Sven schaut in die Schränke und öffnet Schubladen.

„Alles ausgeräumt?“ Er bückt sich, um in den dunklen Bauch des Schreibtischs zu schauen. „Was ist denn das da?“

Marianne beugt sich zu ihm. An der Rückwand ist etwas mit braunem Klebeband aus Papier festgeklebt. Uralt. Marianne kriecht mit dem Oberkörper in das geräumige Möbel. Wenig später hält sie einen dicken braunen Briefumschlag in der Hand. Sie dreht ihn hin und her und versucht, die verblasste Schrift zu entziffern. Vorsichtig öffnet sie ihn und leert den Inhalt auf die schwarze Tischplatte. Alte Fotos von ihr und ihrem Vater. „Schau mal, Mama,

das ist Opa, wie er als Reporter jemanden auf den Weltfestspielen interviewt. Das war doch 1953. Und hier, Opa im Arbeitskittel auf einem Betriebshof, mit einem Besen in der Hand. Ach, sieht der da schmal und traurig aus.“ Sven dreht das Foto um. ‚Strafarbeit wegen politischen Ungehorsams 1956/57‘ steht auf der Rückseite.

„Was war denn damals?“ Svens Freunde schauen die Fotos vorsichtig an. Und Marianne berichtet: „1956 litten die Menschen in Osteuropa und der DDR noch unter den Auswirkungen des Stalinismus. Wer den Staat oder die kommunistische Partei kritisierte, landete im Gefängnis, im schlimmeren Falle in einem Straflager in Sibirien. 1956 erhoben sich in Ungarn die Menschen gegen dieses System. Sie warfen die alte Regierung raus und setzen eine andere ein. Zwei Wochen waren sie an der Macht. Dann marschierten sowjetische Soldaten ein. Die Revolution wurde blutig als antikommunistisch niedergeschlagen. Tausende Menschen starben im Kampf und Hunderte wurden hingerichtet oder nach Sibirien geschickt. Viele Tausend verließen das Land Richtung Westen. Papa gehörte zu einer Gruppe von Schriftstellern und Journalisten, die sich gegen dieses Blutvergießen empörten und für den ungarischen Philosophen Georg Lukacs einsetzten. Alle Beteiligten wurden ihrer Ämter enthoben, bekamen Schreib- oder Auftrittsverbot und wurden in Strafarbeit gesteckt.“ „Heftig«, sagt einer der Jungs. „Da sind unsere Eltern ja bei der Wende gut weggekommen.“

Ja, denkt Marianne und sagt: „Es gab in der DDR auch in Regierungskreisen viele, die kein Blutvergießen wollten, und es war der russische Staatschef Gorbatschow, der mitgeholfen hat. Er verhinderte, dass russische Soldaten gegen die Demonstranten die Gewehre erhoben.“

Sie wenden sich wieder den Dokumenten zu. Neugierig schauen die Jungs auf das graue Familienstammbuch. „Die sehen aber heute ganz anders aus.« Sie schlagen das alte Dokument auf und entdecken einen vergilbten Briefumschlag. Sie reichen ihn an Marianne weiter. Erstaunt nimmt sie ihn entgegen.

Während Svens Freunde bemüht sind, die handgeschriebenen Eintragungen in Sütterlin zu entziffern, dreht Marianne den Umschlag tastend hin und her. Was mag er enthalten? Enthüllungen? Möchte sie es wissen? Sven beobachtet seine Mutter.

„Warum öffnest du ihn nicht?“, fragt er.

„Ich habe Angst, Sven.“

„An meine Tochter, August 1961‘ steht auf dem Umschlag. Sie öffnet ihn mit einem flauen Gefühl im Bauch und atmet tief durch, bevor sie das karierte Blatt herauszieht. Es wirkt wie aus einem Heft gerissen. Sie entfaltet es vorsichtig und liest:

„Mein liebes Mädel, wenn du diesen Brief liest, bin ich längst tot und du erwachsen. Du hast Familie und hoffentlich ein erfolgreiches und erfülltes Leben. Ich sende dir meine Erlebnisse des vergangenen Jahres, damit du die Geschichte deiner Heimat verstehst. Wie immer sie sich entwickeln wird.

In wenigen Stunden werde ich die DDR verlassen. Verlassen müssen, um genau zu sein, weil ich sonst von der Staatssicherheit verhaftet und ins Gefängnis gesteckt werde. Du wirst dich fragen, warum. Nachdem ich, wegen meines Engagements für die ungarische Revolution, ein halbes Jahr zur Strafarbeit verurteilt wurde, folgten noch einige ähnliche „Arbeiten“. Anfang 1961 wurde der Zirkus Aeros verstaatlicht, angeblich hatte er Steuerschulden. Ich wurde als Betriebsleiter dort eingesetzt. Sozusagen zur Bewährung. Für mich als Journalist, Schriftsteller und Kabarettist ein Fiasko. Ich weiß nichts von Betriebsführung. Ich sollte einen Zirkus leiten und war für die Ökonomie verantwortlich. Die Saison war stark verregnet, die Plätze morastig oder unter Wasser. Die Zuschauer blieben aus. Und damit das Geld. Futter für die Tiere war nirgends aufzutreiben. Ich bekam die Anweisung, die Nummern auf die umliegenden Kulturhäuser aufzuteilen. Das musste schief gehen. Löwen und Elefanten, Hochseilartistik und Pferde lassen sich nicht in ein Kulturhaus umsiedeln. Welch Wahnsinn! Die Stadt Leipzig, der nun der Zirkus gehörte, hatte selbst kein Geld, die Wirtschaft war am Boden. Jeden Tag flohen 1000 Menschen nach Westdeutschland. Durch die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft fehlte es an Lebensmitteln, Tierfutter und Streu. Alles war chaotisch. Meine Telefonate und Berichte wurden abgewiesen mit dem Hinweis, ich würde die DDR schwächen und mit meinen Berichten Sabotage betreiben. Eines Tages standen zwei Männer in meinem Bürowagen, einer von der Staatssicherheit, den kannte ich noch von 1956. Den anderen kannte ich nicht. Er murmelte einen Namen. Mein Assistent und Fahrer Egon war mit im Büro. Er war aufgestanden und neben mich getreten, er legte mir beruhigend die Hand auf den Arm. Die beiden musterten mich und beschuldigten mich der Sabotage. Sie provozierten mich. Ich sollte etwas unterschreiben. Egon ging einen Schritt nach vorn, er stand nun zwischen mir und den beiden. Im Hin und Her begann ich, laut zu werden. Hilflos und empört. Ich schrie sie an: Es gibt kein Heu und kein Fleisch für die Tiere, keine Kohle für die Heizung, unsere Lebensmittelkarten werden von den Geschäften hier nicht akzeptiert. Wir haben kein Geld. Der Platz steht unter Wasser, sechs Wochen Regen. Kein Benzin, wir können nicht weg. Und von euch kommt keine Hilfe. Und das soll ich alles verantworten? Ich kann ja die Pferde schlachten, damit meine Leute was zu fressen haben und die Löwen! Dann bin ich wohl zusammengesunken. Mein Fahrer schnappte mich und brachte mich zum Auto. Er sagte den Männern: Verhaften können sie ihn später, jetzt muss er zum Arzt. Er brachte mich zu einem befreundeten Arzt nach Thü-

ringen und überließ mich seiner Obhut. So berichtete es mir der Arzt später, als ich wieder aufwachte. Mein Assistent, dieser mutige Mann, fuhr mit dem Auto weiter nach Bayern.

Nach zwei Wochen intensiver Pflege war ich wieder halbwegs hergestellt. Doch zurück konnte ich nicht. Die Zeitungsmeldungen behandelten mich wie einen Schwerverbrecher. Aber ich war wohl gut versteckt. Ja, ich hatte den Zirkus im Stich gelassen. Jedoch lag es nicht in meiner Kraft, diese Aufgabe zu bewältigen. Ich hatte gekämpft und verloren. Mein Arzt brachte eines Tages einen Mann mit, der sich als „Mütze“ vorstellte. Eine solche trug er auch. „Also, Kumpel, ich hab ein Auto draußen und gute Papiere für dich, wir können fahren.“

„Wohin?“, fragte ich ihn.

„In die Freiheit, wenn du willst. Ansonsten hast du ja gesehen, was hier passiert.“

Ich schreibe schnell diesen Brief an dich. Und übergebe ihn dem Arzt. Er wird ihn dir später zukommen lassen. Ich bin auf der Flucht, mein Mädchen. Und ich weiß nicht, ob wir uns je wiedersehen. Ich liebe dich und umarme dich. Bleib aufrecht und ehrlich.

Dein Papa.“

Marianne lässt den Briefbogen sinken. Sie schluckt die Tränen runter. Reicht den Brief an Sven weiter. Der liest ihn laut.

„Und hast du deinen Vater wiedergesehen?“, fragen seine Freunde.

„Ja, eben dort in Thüringen. Dann in Berlin, als nach der Generalamnestie 1973 sogenannte Republikflüchtlinge in die DDR einreisen durften. Später in Ungarn. Das war für alle einfacher. Und wir hatten uns so viel zu erzählen. Später bewirkte ich eine Besuchserlaubnis bei ihm in der BRD. Da sah ich zum ersten Mal diesen Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer. Darauf die Schreibmaschine, seine Manuskripte, Bücher und Theaterstücke. Wie oft saß ich da und las, wie viele Nächte diskutierten wir miteinander. Es gab so viel nachzuholen. Und ich lernte meine Halbschwester kennen. Wir verstanden uns trotz des Altersunterschiedes sofort. Ganz die Tochter meines Vaters.“

Sven nickt, er hat sie zu seiner Jugendweihe kennengelernt. Das war ihr erster DDR-Besuch. „Tante Ronja“, Sven schmunzelt. Sie hatte sich sofort gegen die „Tante“ verwahrt. Bei jeder späteren Begegnung gab es so viel auszutauschen und zu verstehen. Zu lachen und zu staunen.

»Inzwischen war die Situation in der DDR unerträglich, die Stasi hatte sich wie ein Spinnennetz über das Leben gesenkt. Die ersten Demonstrationen wurden von Mund zu Mund weitergeflüstert. Wir hofften ja alle, dass es sich zum Guten wenden würde.« Marianne sieht nachdenklich aus dem Fenster.

Sven wirft ein, „Ich war zu dieser Zeit in Leipzig in der Lehre. Jeden Montag nahm ich an den Demonstrationen teil. Und ich hatte nicht nur einmal Angst, als sie uns mit Hunden jagten.“ Er wendet sich seiner Mutter zu. „Über die

Ereignisse von 1961 habt ihr nicht gesprochen? Papa und du?“, staunt er. „Nur kurz, es gab so viel Aktuelles. Und den Brief in seinem Versteck hatte er wohl selbst vergessen. Wie er in den Schreibtisch gekommen ist, bleibt sein Geheimnis.“ Marianne packt die Fotos und Papiere in den Umschlag zurück. „So, jetzt aber, ihr habt noch zwei Fuhren zu machen.“

Sven kommt auf seine Mutter zu und nimmt sie in die Arme. „Mutter, ja, jetzt verstehe ich, warum du ausgerechnet nach Ungarn auswanderst. Ich wünsche dir, dass du dort findest, was hier nicht mehr vorhanden ist. Natur und Aufbruchgeist, Freiheit und dein persönliches Leben.“

Sie halten sich eine Weile in den Armen. „Keine Tränen, bitte.“ Sie lächeln beide. Und sie haben über die trennende Entfernung von 900 Kilometern eine Brücke gefunden. Dann drückt sie ihm die Hülle mit den Dokumenten in die Hand. „Du hast diesen Schatz gefunden. Er gehört zum Schreibtisch und auch in dein Leben. Es ist unsere Geschichte und Opas Vermächtnis, mein Sohn. Bleib aufrecht und ehrlich. Ich hab dich lieb.“

Sie sitzt auf ihrem Koffer. Sie weiß die Wohnungsübergabe bei ihrem Sohn in guten Händen. Wenig später kommen ihre Freunde mit dem Auto. Ihr Gepäck ist schnell verladen und schon rollen sie Richtung Autobahn. Kein Blick zurück, sie lächelt.

„Ungarn, ich komme.“

*Petra Steuer*

## **Auf den Spuren der Geschichte: Im Ostseebad Binz vor 30 Jahren**

Du bist gestorben. Ich kann es immer noch nicht glauben. Wir wollten uns im Binzer Kurhaus zum Klassentreffen wiedersehen. Nun sitze ich im Cafe „Möwe“, in dem wir öfter eingekehrt waren, und nehme mein Tagebuch zur Hand. Ich nippe noch einmal an meinem Capuccino und blättere zum

*30. Juni 1990*

*Sitzen heute Abend in unserm Lieblingscafe „Möwe“. Hurra, ab morgen besitzen wir Westgeld. Nach unserem zweiten Pils albern wir rum und kippen unsere letzten Ostmünzen zusammen auf die Tischdecke. Zu uns tritt ein Pärchen Mitte Fünfzig. Er parkt sie bei uns und verabschiedet sich zum Fußballspiel-Anschauen im TV.*

Aus heutiger Sicht kann ich das verstehen. Es war das Jahr der WM Italia 90. Deutschland wurde Weltmeister mit 1:0 gegen Argentinien.

*1. Juli 1990*

*Sind früh aufgestanden, um das ersehnte Westgeld in die Hände zu bekom-*

*men. Reihen uns in die ellenlange Warteschlange ein. Es regnet in Strömen. Der kleine Knirps behütet uns nicht wirklich. Durchsage: „Das Geld wird knapp! Wer ein Auto hat, wird aufgefordert, eine andere Zahlstelle in den Nachbarorten aufzusuchen. Mona und ich schauen uns grinsend an und denken das Gleiche: „Wir haben gar kein Auto. Wir bleiben standhaft!“*

Ich kann mich noch gut erinnern, dass wir zum Kurhaus gingen und mit einem Glas Sekt auf die DM angestoßen haben. Wir staunten nicht schlecht, dass uns über Nacht aus allen Schaufenstern Westprodukte anstrahlten. Für unsere Faustballmannschaft entdeckten wir Trikots mit Disney-Enten darauf. Unser Schlachtruf vor jedem Spiel war „Watt datt watt? - Datt watt watt!“ Aber der Preis war heiß und für uns unerschwinglich.

Zu dem Zeitpunkt überwog die Freude über das Westgeld, die Reisefreiheit und das vereinte Deutschland. Den ersten Dämpfer gab es, als die Arbeitslosigkeit wie eine Flutwelle über das Land schwappte. Auch Mona wurde mitgerissen. Die Polikliniken wurden aufgelöst. Während ich das personelle Umgestalten vornehmen musste, stand Mona als Oberschwester der Zahnabteilung vor dem Nichts. Jahre später sollte sie als Betreuerin der leichten Mädels im Eroscenter eingesetzt werden. Sie betitelte das als ‚von der Oberschwester zur Puffmutter‘. Die Stelle hat sie nie angetreten.

Mittlerweile ist es schummrig geworden. Mein Blick geht zur Armbanduhr. Ich muss mich zum Klassentreffen Richtung Kurhaus begeben. Wie mag es den anderen unterdessen ergangen sein?

In Erinnerungen versunken, erreiche ich das Meer. Die Natur ist unverändert, berauschend schön.

*JuScha*

## **Der wilde Osten**

Es war schon eine geile Zeit – die Jahre von 1989 bis 1992. Wir konnten alles sagen und man hörte auch zu. Und wenn man uns doch nicht hören wollte, gingen wir auf die Straße. Und die da oben wussten nicht, was sie machen sollten. Sie blieben einfach stumm. Wir waren die Schlange und sie das Kaninchen. „Wir sind das Volk!“ war unser Ruf, und wir übten uns in wirklicher Demokratie. Endlich ging die Gewalt vom Volk, von der Straße aus. Die Grenzen gingen auf und wir besuchten unsere Brüder und Schwestern. Doch als wir immer noch feierten, kamen die aus der dritten Reihe, Glücksritter und Spekulanten, und teilten die Pfründe unter sich auf. Die Treuhand half tüchtig mit.

Auf Arbeit lief alles irgendwie seltsam. Keiner wusste, wohin es gehen würde, und die Ersten verschwanden aus unterschiedlichen Gründen gen Westen. In unserem Betrieb wurde erst mal ein neuer Chef gewählt. Basisdemokratisch,

dachten wir. Der Alte wollte nur nicht mehr und der Neue entpuppte sich später als IM. Pech für ihn und uns.

Gewohnt habe ich damals im Neubaugebiet Grünhufe. Eigentlich sehr beschaulich. Doch dann die ersten Fluktuationen. Es zogen Spätaussiedler von der Wolga und andere ein und brachten ihre Kultur mit. Das Umfeld veränderte sich. Ich beobachtete alles mit gemischten Gefühlen.

Die „Runden Tische“ tagten, redeten über alles und versuchten die Macht der Ehemaligen zu brechen, um Veränderungen zu bewirken. Vielleicht redete man auch zu viel und über das Falsche. Aber jeder konnte jetzt seine Meinung sagen, wurde gehört oder auch nicht. Später sollten wir dann erfahren, wie der Hase läuft.

Inzwischen befanden wir uns in einem gesetzefreien Raum. Die alten Machtorgane schwiegen, die neuen Machtstrukturen waren noch nicht gebildet. In Grünhufe ging es drunter und drüber. Ich hatte unser Fernsehprogramm nach draußen verlegt und beobachtete vom Fenster aus Einbrüche in der gegenüberliegenden Tankstelle: Schachtabdeckung vom Abwasserkanal ins Fenster rein, alles raus, was nicht niet- und nagelfest war, und weg. Von Ferne hörte ich dann die Sirenen der Polizeiautos. Spannender als im Fernsehkrimi, nur eine Rückblende war nicht möglich. Oder das Aufbrechen der Autos: Kofferschloss rausgeschlagen, Inhalt ausgeräumt und weiter zum nächsten. Wir entschlossen uns, so was wie eine Bürgerwehr zum Schutz unseres Eigentums zu bilden. Mit Erfolg!

Andere Handlungen wie das Abfackeln von PKW, Diebstahl von Rädern mit Aluminiumfelgen unserer neuen Autos und Schmierereien von nazistischen Symbolen mussten wir zur Kenntnis nehmen. Dumme-Jungen-Streiche oder gewollte Provokationen? Manche krochen aus ihren Löchern, andere verkrochen sich und wieder andere wendeten sich. Es war schon interessant zu sehen, wie sich so manche Person veränderte. Damals glaubte ich noch alles. Kohls „blühende Landschaften“ und „keinem sollte es schlechter gehen als bisher“.

Ich beendete meine Arbeitstätigkeit, da ich keine Weiterbeschäftigung für mich sah, und begann eine Umschulung zur Fachkraft für den technischen Umweltschutz. Ich glaubte noch daran, dort irgendwie tätig sein zu können. Eine Illusion. Es ging nur darum, Leute von der Straße zu holen. Im Nachhinein muss ich über die unsinnigen Veranstaltungen lächeln: Wie telefoniert man. Wie bewirbt man sich. Und anderen Schwachsinn.

Ja, es war trotzdem eine geile Zeit. Jeder wollte was anderes. Viele waren auch für den sogenannten dritten Weg. Doch alles änderte sich schlagartig, als die Massen „Wir sind ein Volk“ skandierte. Die Währungsunion besiegelte dann das Schicksal der ostdeutschen Industrie! „Privat geht vor Katastrophe“ hieß es früher bei uns. War aber wohl anders gemeint, als die jetzt erfolgte Privatisierung.

Die wilden Jahre gingen nun so langsam vorbei. Eine neue Verfassung für ein erneuertes Deutschland kam nicht und das Grundgesetz der BRD wurde für uns alle gültig.

*Gert-Helmut Schmidt*



## Eine wahre Geschichte

An einem Sonnabend im Juni 1981 freute ich mich auf das Wochenende zu Hause auf Rügen. Die medizinische Fachschule lag mit den Unterrichtszeiten so ungünstig, dass der Zug längst weg war. Der nächste fuhr erst wieder in zwei Stunden. Also, wie fast jedes Wochenende, auf zum Rügendamm und von dort per tramp nach Bergen. Schon mehrere Male war ich in LKWs eingestiegen, deren Ziel die Überfahrt aus dem Hafen Sassnitz nach Schweden war.

Diesmal hielt ein Trabi, der mich bis Rambin mitnahm. Für das letzte Ende hoffte ich auf ein schnelles Weiterkommen. Die Dorfstraße verbreitete schon Wochenendstimmung und ich marschierte mit Daumen hoch.

Ein ganz typisches Moped-Motorengeräusch näherte sich. Es gehörte zur „Schwalbe“. Uns allen gut bekannt, weil wir uns mit so einem Moped oft unsere ersten motorisierten Fahrgrundlagen geschaffen haben. Auf meiner Höhe hielt es an. Der Dorfpolizist, der abstieg, sagte erst mal nichts, starrte aber auf meinen Parker, auf dessen Ärmel ein Aufnäher war: „Schwerter zu Pflugscharen“.



In der Jungen Gemeinde hatten wir uns mit diesem Bild aus dem Alten Testament Micha 4, Vers 3 beschäftigt und erfahren, dass die Skulptur „Schwerter zu Pflugscharen“ im Jahre 1959 ein Geschenk der Sowjetunion an die UNO in New York war. Sie steht auf dem Gelände der UNO und eine weitere in der Tretjakow-Galerie in Moskau. Die Plastik des sozialistischen Realismus war 1957 von Jewgeni Wiktorowitsch Wutschetitsch geschaffen worden.

Dieses Wissen hatte der Dorfpolizist nicht, aber die Auflage, Menschen, die solch einen Aufnäher tragen, festzusetzen. Seiner Aufforderung, auf das Moped zu steigen, folgte ich nicht. Nun bekamen seine Ansagen einen befehlsmäßigen Ton: Diese Aktion könnte auch woanders durchgeführt und beendet werden. Das jagte mir Angst ein. Der Fußmarsch endete erst mal in seiner Dienststube. Telefonisch wurden meine Angaben zu der Skulptur bestätigt, aber im selben Moment die Anweisung erteilt, mich nicht eher zu entlassen, bis ich den Aufnäher von meiner Jacke entfernt habe. Ich war jetzt eine „subversive Kraft“. Ein Ausdruck, mit dem Menschen abgestempelt wurden, die sich dem damaligen System nicht anpassen.

Die Schere lag auf dem Tisch. Intuitiv griff ich in meinen Rucksack. Mit meiner Nagelschere schnitt ich die Figur aus dem inneren Rand des Aufnehärs, so blieb der rote runde Vliesrand an der Jacke.

Schon zwei Tage später war mein Ausbildungsbetrieb informiert. Das „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ war in Gefahr. Die von mir gestaltete Wandzeitung wurde sofort abgenommen. Ich hatte Angst um meine Berufsausbildung im medizinischen Bereich, aber weitere Reaktionen gegen mich hat es nicht gegeben.

In der Folgezeit traf ich auf verschiedenen kirchlichen Veranstaltungen junge Leute, die an ihrem Ärmel einen roten Vliesrand hatten, wie ich.

*Silke Horn*

## **Ein Kurztrip in gewesene Zeiten**

Einfahrt in den Kreisverkehr, Blinker rechts, wieder raus, und schon fahren wir durch Stralsunds größtes und bekanntestes Wohnviertel. Knieper-West ist eine der Plattenbausiedlungen, wie sie in den siebziger Jahren auf den Wiesen vor jeder ostdeutschen Stadt heranwuchsen. Sie sind mir bestens vertraut, denn ich bin ein echtes Kind solcher Wohngebiete.

Die Luft ist morgenfrisch klar, es weht kein Hauch und noch lässt die Sonne den Asphalt unter Juttas Audi nicht flirren. Sie und ich bilden heute Vormittag eine Arbeitsgemeinschaft, ich schreibe über unsere Fahrt ins Damals, sie fängt ein paar Momente skizzenhaft mit ihrem Kohlestift ein. Kurioserweise tragen wir denselben Vornamen, reisen als „doppeltes Juttchen“.

Vor Juttas Audi flitzt ein weißer Toyota dahin. Er gehört Markus, dem dritten Kopf unserer vormittäglichen AG. Er verlangt ihr einiges ab in puncto Fahrkünsten, denn es herrscht unerwartete Hektik auf Kniepers Hauptstraße. Wir haben wenig Zeit des Unswunders ob der vielen Autos, denn schon wieselt der weiße Flitzer durch enge Kurven und taucht nicht vorhersehbar in eine grüne Wildnis ein.

Birken und Eschen, Linden und Ahornbäume hatten sich seit den Jahren ihrer Pflanzungen so weit in den Himmel empor gewagt, dass sie heute den Be-

wohnern der obersten, der fünften Hausetagen problemlos auf die Kaffeetafeln hätten schauen können, gäbe es diese denn auf den Balkonen. „Deren Verglasung ist neu“, erkläre ich Jutta „und die Farbenfreude der Platten auch.“ Ich hab nie aufgehört, die Wohnblöcke Platten zu nennen, das taten damals alle. Ihre Bewohner genauso wie jene, die es nicht in eine dieser heißbegehrten Wohneinheiten geschafft hatten. Als deren sicherster Eintrittspreis galten junges Alter, frische Vermählung oder kleine Kinder. Einen Volltreffer allerdings landeten die Glücklichen, die aus den genannten Möglichkeiten eine Dreierkombination zu stricken wussten, bei denen stand der Umzugswagen quasi fast sicher vor der Tür. Es gab also viele junge Familien in diesen Platten und noch mehr Kinder. Ich erinnere mich, dass in meinem Viertel das gepflanzte und gesäte Grün noch taufersch war, weshalb ich, zum Leidwesen meiner Eltern, erst Wochen nach dem Einzug auf den Spielplatz durfte.

In Knieper-West erlebten die Kinder der Erstbezieher sicher Ähnliches. Auch hier hatte es jede Menge Plätze zum Bolzen und Spielen gegeben und Verbindungswege zwischen den Platten, die so breit waren, dass sich Radfahrer und Fußgänger im Vorüberziehen nicht touchierten. Hinter den Blöcken hielten zahllose Wäschepfähle hunderte laufende Meter Leinen für die werktätigen Mütter parat. Oh, wie hatte ich es geliebt, mich zwischen den Laken und Badehandtüchern von meinen Freundinnen suchen zu lassen.

Der Motor des Audis verstummt und die nun folgende Stille holt mich ins Hier und Jetzt zurück. Wir stehen vor einer dieser guten alten Hallen, in der auch ich als ABC-Schütze zweimal die Woche im Schulsport das Stangenklettern trainierte oder das Wettrennen. Und nicht nur ich, wie mir Markus gleich darauf erklärt. Er hatte uns an diesen Ort gelotst, denn in genau dieser Halle, die übrigens immer noch ihren Taufnamen „Rosa Luxemburg“ trägt, zog er seine ersten Turnschuhe an, teilte sich die Umkleidekabine mit Altersgefährten aus der Karl-Liebknecht- und der Rosa-Luxemburg-Oberschule. Beide Häuser haben den Sprung ins Heute leider nicht geschafft. Wo früher die Schulen standen, grünt heute gepflegter Rasen zwischen den stattlichen Birken. Der Zaun, welcher Schulen und Gelände bewachte, steht immer noch, wenn auch verrostet und der Natur unterworfen, aber der Rasen hat es noch nicht ganz geschafft, den Verbindungsweg zwischen Wohnviertel und Turnhalle komplett zu vereinnahmen.

Ein Passat schert neben unserem Audi auf den Parkplatz ein. Seine Insassen, ein Pärchen, vermutlich ein sporttreibendes, huschen die Hallenstufen hinauf. Und schon rauscht der nächste Wagen heran. Sein Fahrer scheint es ebenfalls eilig zu haben, denn er verschwindet in der Halle, ohne seinen T5 zu verriegeln. Auch für Jutta und Markus ist es Zeit, ans Werk zu gehen. Sie streben mit ihren Klemmbrettern unter den Armen über den löchrigen Plattenweg ins Innere des Terrains. Ich blicke beiden nach, bis die grünen Riesen sie geschluckt haben, und bestaune dabei den kurzgeschorenen Rasen. Mein Blick verfährt sich an kleinen Holzpflocken, die erst vor kurzem in den Boden ge-

trieben worden sein können, denn ihre rotlackierten Köpfe glänzen in der Sonne. Nanu, denke ich, so sehen doch Spuren aus, welche die Landvermesser legen? Doch ich vergesse den Gedanken schnell wieder und nehme meine Aufgabe in Angriff, indem ich das Außengelände rund um „Rosa“ inspiziere. Die robuste Umgrenzung ihres Sportplatzes muss ein Relikt aus verschwundenen Zeiten sein, vermute ich, denn heute kommen andere Materialien zum Einsatz, und als ich soeben über „Rosas“ Innenleben recherchieren will, laufe ich einem Mann in die Arme, dessen Kluft mir verrät, dass er kein Sportler ist. Ich spreche ihn an, und er bestätigt meine Vermutung.

„Ja“, erklärt er mir, „die Turnhalle ist schwer im Geschäft“, dabei verweist er auf den Belegungsplan an der Wand im Eingangsbereich. Und der hat es tatsächlich in sich. Kindersportgruppen wechseln sich ab mit denen des Rehasports, ich erkenne die Hallenzeiten des Polizeisportvereins und des TSV 1860 Stralsund, und ich treffe unvermittelt auf den T5-Fahrer von vorhin. Auch ihn bitte ich um ein paar Informationen zur Entwicklung des Wohnviertels.

Wie sich herausstellt, ist er, wie Markus auch, „Rosas“-Zeitzeuge. Heute verantwortlich für Ordnung und Sauberkeit um Turnhalle, Sportplatz und Grünanlagen, nahm er früher in einer der Schulen an der städtischen Mathematikolympiade teil. Bevor ich ihn in seinem Transporter zum nächsten Objekt rauschen lasse, will ich wissen, was die hölzernen Markierungen in der Rasenfläche bedeuten. Seine Antwort fällt sehr knapp aus, das wisse er nicht, und fort ist der Mann.

Was ich über die Turnhalle wissen wollte, habe ich erfahren, daher schlendere ich meinen beiden Zeichnern hinter her. Als ich zu ihnen stoße, stecken sie mitten in ihrer Beschäftigung. Ich besehe mir ihre fast fertigen Werke und beobachte gleichzeitig eine junge Frau, die mit ihrem Hund über den Rasen tobt. Beide scheinen Freude zu haben an dem, was sie tun. Wenig später halten Hund und Frau auf uns zu. Wieder nutze ich die Gelegenheit für ein kurzes Interview.

„Ja“, erklärt mir die Hundebesitzerin, „es lebt sich gut hier und ruhig.“ Mit ausladenden Gesten bestätigt sie ihre Worte. „Aber“, beendet sie ihren Satz, „wer weiß, wie lange noch. Schauen sie auf die Holzpflocke“, ihr Arm zeigt in deren Richtung. „Etwas ist im Gange und unsere Fragen nach dem Was bleiben allesamt unbeantwortet. Das macht uns Angst. Wir möchten, dass dieses Ökosystem bleibt, wie es ist, und auch was, nämlich eine in Knieper-West einzigartige grüne Oase. Sie hilft seinen Bewohnern ihr Leben herunterzuschalten.“ Die Skizzen von Jutta und Markus beleben den Appell der Anwohnerin ungemein. Sie sind ausdrucksstarke Stillleben geworden. Ich werde meinen Teil dieser Fürbitte beitragen, und verspreche der jungen Frau eine Stimme in meiner Reportage.

Und schon bin ich am Ende meiner Stippvisite in Stralsunds angesagtestem Plattenviertel angekommen, das zwar in die Jahre gekommen ist, aber längst nicht unter die Räder. Mein Resümee: Es lebt sich heute stiller hier als vor drei-

ßig Jahren. Da waren die Häuser grau, doch um sie herum und in ihnen pulste das bunte, laute Leben. Heute sind lebendig bunte Fassaden entstanden, doch hinter ihnen lebt es sich beschaulicher. Es spielen weniger Kinder zwischen der Wäsche, welche zum Trocknen im Wind flattert, hier zu leben jedoch lohnt sich immer noch, wovon ich mich an diesem Vormittag überzeugt habe.

*Jutta Horn*

### **Und immer waren Kinder da**

Stadt meiner Kindheit, wie hab sie geliebt!  
Hab dort mein erstes gutes Geld verdient.  
Voller Stolz verkünde ich noch heute:  
Hab Walzwerker gelernt, wie bei uns viele Leute.  
War gern hier Kind, mit sehr viel Platz,  
hinter jedem Block ein Rasenplatz,  
Sandkästen, Schaukeln überall,  
Puppenwagen, Rollschuhe, irgendwo ein Ball.  
Und immer waren Kinder da.  
Dass das nicht überall so war, wurde mir erst später klar.  
In Hütte war ´s so, seit ich denken kann.  
Wenn ich heut zurückkomm, zieht ´s mich noch immer an.  
Ich weiß, für andere ist diese Stadt nicht schön.  
Sie können sie nicht mit meinen Augen sehen.  
Nur wer da gelebt, geliebt, gearbeitet hat,  
wird ´s immer lieben  
Eisenhüttenstadt.

*Kornelia Hoertzsch*



Kornelia Hoertzsch: ????????

**„Es wird niemandem schlechter gehen als zuvor – dafür vielen besser“**  
(Helmut Kohl über die Wirtschafts- und Währungsunion mit der DDR 1990)

Wenn Charlotte heute über die Zeit vor 30 Jahren, vor dem Mauerfall und der politischen Wende zurückdenkt, staunt sie nicht schlecht, dass sie mit damals 42 Jahren und einem anderthalbjährigen kleinen Sohn die soziale Veränderung gut überstanden hat.

Ihr großer Sohn beendete 1989 den Wehrdienst bei der NVA (Nationale Volksarmee), begann ein Studium mit BAföG und allem, was dazu gehört und uns Ostdeutschen unbekannt war. Die Tochter brachte ihre Lehre zum Abschluss, wurde aber nicht übernommen, da der Betrieb geschlossen wurde. Sie zog es in die alten Bundesländer. So hatte Charlotte mit den Großen keine Sorge.

Neugierig auf das „andere Deutschland“, Göttingen ist nah, machte sie sich mit Bekannten auf den Weg über die nun offene Grenze. Sie hielt das Begrüßungsgeld in Händen, bestaunte das Überangebot an Waren und gab einiges für das Weihnachtsfest aus.

Bis Mitte 1990 konnte Charlotte noch das Mutterjahr nutzen. Sie freute sich auf ihre Arbeit. Dann kam vom Ministerium die Auflage, dass die Ingenieurschule gemäß Einigungsvertrag abzuwickeln ist. Da die Anzahl der Studenten, ach ja, das hieß nun Studierende, durch die Exmatrikulation gesunken war, ist Charlotte als Fachkraft und Leiterin der Bibliothek in die „Warteschleife“ geschickt worden. Ihren Posten übernahm eine Nichtfachkraft. Es wurde keine soziale Auswahl getroffen.

Nun blieb ihr nur der Weg zum Arbeitsamt. Ab 1. März 1991 ruhte das Arbeitsverhältnis und ab 1. Juli 1991 drohte die Arbeitslosigkeit. Die letzten Studierenden wurden im Februar 1992 exmatrikuliert.

Bei diesen Aussichten musste so vieles bedacht werden. Charlotte stellte einen Antrag auf Anerkennung ihres Bildungsabschlusses. Dem folgten Schreiben zu der Regelung der „Warteschleife“ an das Ministerium für Gesundheit und Soziales, an das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe und an das Kreisgericht.

Aus einem Schreiben: *„Soll ich zum Sozialhilfeempfänger werden? Ist das der Preis der Einheit? Sollen ca. 600 000 „Wartende“ mit dem Verlust ihres Arbeitsplatzes zahlen? Hinzu kommt noch, dass Angehörige der ÖTV (Gewerkschaft Öffentlicher Dienst) nicht einmal auf eine Abfindung klagen können. Diese o.g. Regelung verstößt gegen die Verfassung der Bundesrepublik Deutschland. Entzieht sie doch dem Arbeitnehmer jede Möglichkeit eines Rechtsmittels. Schließlich gab es in unserem alten System Planstellen, Funktionspläne und Arbeitscharakteristiken. Wir Arbeitnehmer haben unsere Arbeitsaufgaben erfüllt, wie jeder andere, der jetzt noch einer Tätigkeit nachgehen „darf“. [...] Auf einen positiven Ausgang hoffen viele Menschen in den neuen Bundesländern.“*

Nach der Euphorie über den Mauerfall, die Westmark sowie die Reisefreiheit erfolgte bei vielen Menschen die Ernüchterung, als die Kündigungen in die Häuser flatterten.

Ihr kleiner Sohn, für den sie da sein musste, gab Charlotte Kraft und Mut, das alles zu schaffen, ihm ein gutes Leben zu bieten und ihn auf sein eigenes vorzubereiten. Unterschiede in den Systemen spürte sie als Alleinerziehende schon. Zu alt, dann mit Kind, nicht gerade freundlich behandelt bei der Wohnungs- und Arbeitssuche. Das musste sie erfahren nach Bewerbungen in Dresden, Gotha und Hannover.

Für Charlotte nahm das Gerichtsverfahren ein gutes Ende. Mit der Auflösung der Einrichtung erhielt sie zum 31.08.1992 eine Nachzahlung.

Ein Tipp ermöglichte ihr ein Personalgespräch im Innenministerium. Aus mehreren Bewerbern erhielt Charlotte den Job. Sie richtete eine Fachhochschulbibliothek ein und leitete diese. Sie hatte eine gute, interessante Zeit mit den Dozenten und Studierenden.

Mit einigen Höhen und Tiefen ist Charlotte im neuen Leben angekommen. Ihre Kinder haben einen Platz in dieser Gesellschaft gefunden.

Wie viele Menschen sind auf der Strecke geblieben?

Es wird niemandem schlechter gehen als zuvor – dafür vielen besser.

*Charlotte (Vera Rusch)*

### **Was wäre, wenn ...**

Was wäre, wenn es die DDR noch gäbe und die Corona-Epidemie hier zuge schlagen hätte?

Erst mal würde wohl gar nichts passieren. Bevor der „Große Bruder“, für die, die es nicht mehr wissen, der „Große Bruder“ war die damalige Sowjetunion, nicht über TASS, die sowjetische Nachrichtenagentur, den Bruderländern verkündet hätte, Corona sei auch in ihre Lande eingedrungen, natürlich vom Westen gesteuert, sowieso nichts.

Auch dann wäre im Arbeiter- und Bauern-Staat noch alles ruhig geblieben. Nur der BRD würden Falschmeldungen und Hetze gegen die DDR unterstellt und Corona gäbe es nicht. Punkt, aus.

Musste man machen, da in vielen Gegenden des Landes West-TV gesehen wurde. Außer bei den Ahnungslosen im Raum Dresden. Aber irgendwie wussten auch die Bescheid.

Doch dann, viel später, würden die alten Herren da oben einsichtig werden, zwangsläufig, und es ihrer Bevölkerung mitteilen. Aber Partei und Regierung täten alles, um den unsichtbaren imperialistischen Feind zu besiegen.

Sie brauchten ja ohnehin nicht viel zu ändern. Die Grenzen zum anderen Deutschland waren dicht und der Besucherverkehr in die sozialistischen Bruderländer konnte ja ohne besondere Begründung eingeschränkt werden. Bruderländer, das waren die anderen Länder des Ostblocks. Nur so zur Erinnerung. Und von Westberlin konnte ja bekanntlich nichts rüberkommen. Siehe damals, als durch die Katastrophe in Tschernobyl nur das Gemüse im nichtsozialistischen Teil Berlins verstrahlt war.

Sollte es dem Feind doch gelingen, in das Territorium der „größten DDR der Welt“ einzudringen, war man gewappnet. Es gab zwar wenig an Desinfektionsmitteln und keine, na ja, wenige Mund-Nasen-Masken, aber die Bürger des ersten sozialistischen Staates auf deutschen Boden wären ja mit Baumwollunterhemden eingedeckt gewesen. Wieso? Für die wieder, die es nicht wissen können, daraus wurden T-Shirts und andere Sachen in Heimarbeit gefertigt und diese sahen dann fast wie jene aus dem Westen aus. Nun, eben fast. Ich weiß, auch Bettlaken wurden dafür zweckentfremdet, und es gab dann keine mehr.

Anleitungen zum Maskenbau würde es dann auch geben. Im „Technikus“ für die Jugend und in der „Sybille“ für den Rest. Und was weiß ich, wo noch.

Man würde jetzt die Masken mit dem Staatseblem versehen und der Schutz wäre hundertprozentig, vielleicht auch weniger. Alles Vertrauenssache.

Gibt es da Parallelen zu heute? Ich weiß nicht ...

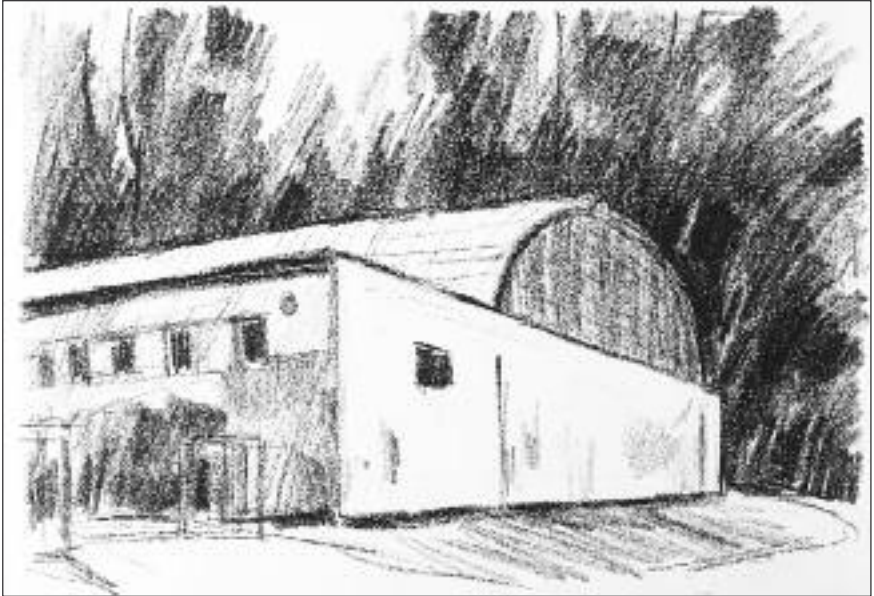
Schließlich würde der Klassenfeind dann besiegt. Es würde dann die obligatorischen Auszeichnungen und Prämien geben. Die Oberen würden als „Held der DDR“, die Unteren als „Kollektiv der sozialistischen Arbeit außer Reihe“ ausgezeichnet werden.

Ja, nun gibt es die DDR aber nicht mehr und wir werden auf die genannten Auszeichnungen verzichten müssen. Oder doch nicht? Die Oberen ... Jedenfalls sind sie voll des Lobes über sich.

*Gert-Helmut Schmidt*



# Mauer, Mauer, Mauerfall



Markus Endler: Knieper West

## Eine Mauer

Eine Mauer, mitten durch mein Herz gesetzt.  
Eine Mauer, die unbarmherzig Grenzen setzt.  
Eine Mauer, die meinen Schrei laut werden lässt,  
an der sich tausend Schreie brechen.  
Eine Mauer, hinwegzusetzen über meine Herkunft.  
Eine Mauer, lass mich leben!  
Eine Mauer, der sich die Liebe widersetzt.  
Eine Mauer, die mich von dir trennt,  
die uns umso stärker bindet.  
Eine Mauer, die mich spüren lässt,  
dass ich hier lebe und du dort.

*Anne Schneider*

## Mauerfall

„Und Sie wollen die Deutsche Demokratische Republik besuchen?!“, waren die ersten Worte eines Osis aus Thüringen, die ich je hörte. Mit diesen Worten reichte der Grenzposten mir meinen Reisepass nach gründlicher Betrachtung zurück.

„Ja, ich wollte mir schon lange einmal den Eisernen Vorhang von der anderen Seite ansehen“, antwortete ich und gab meinem Sportwagen die Sporen. Aber nur kurz. Das Hoppelpflaster wollte das Chassis des tiefergelegten Audis mit einem Bruderkuss begrüßen. Durch Entschleunigung konnte ich dem Treiben ein Ende setzen.

Von der Rhön konnte man weit nach Thüringen hineinsehen, aber ohne Ostverwandtschaft nicht dahin reisen. Nun wollte ich mir selbst ein Bild machen. Was würde mich als Nächstes erwarten? Das Schild „Echte Thüringer Rostbratwurst“ lud zum Anhalten ein. Bisher war ich der Meinung, die beste Bratwurst gibt es in St. Goar am Rhein. Aber ich muss sagen, der Osten schmeckt mir!

Mittlerweile hatten sich die vom Nachbartisch um meinen Audi 80 versammelt und begannen zu fachsimpeln. Männer machen Mythen, wenn es um Sportwagen geht. Ich gesellte mich dazu und berichtete über PS, tiefergelegtes Chassis und etliche technische Extras. War es Neid oder verletzter Stolz, als der Satz kam: „Und was nützt dir das hier? Wir haben dich doch kommen sehen und unsere Trabis haben dich überholt!“ Die ganze Gruppe lachte lautlos.

„Sagt einmal, habt ihr Urlaub oder seid ihr alle arbeitslos?“, versuchte ich das Thema zu wechseln.

„Nee, Arbeitslosigkeit kennen wir im Osten nicht! In unserm Kaliwerk haben wir drei Bagger. Für zwei warten wir auf Ersatzteile und für den dritten fehlt uns Hydrauliköl.“

„An dem Werk in Neuhof bei Fulda bin ich schon oft vorbeigekommen, aber in Sondershausen hier in Thüringen soll das Gegenstück sein. In der Bildzeitung stand, dass von beiden Seiten Tunnel vorangetrieben wurden. Haben sich die Kumpel die Hände reichen können?“, wollte ich wissen.

„Mit Infos der Art wurden wir nicht versorgt. Es wurde so einiges totgeschwiegen.“

Es entstand eine beklemmende Stimmung.

„Könnt ihr mir den Weg nach Sondershausen beschreiben? Das ist mein Tagesziel für heute“, frage ich in die Stille hinein.

„Fahr einfach unserem LKW hinterher, wenn du kannst“, kam die Antwort mit einem Grinsen. Die Ironie war nicht zu überhören.

„Wir müssen pünktlich zum Feierabend da sein.“

Ein Hesse

*i.A. JuScha*

## **Wegweiser oder Sylvies Hoffnung**

Da sind sie wieder – die fünf Katzen, die braune, die weiße, die schwarze, rote und zu guter Letzt noch die getigerte. Es reicht Sylvie. Seit Wochen erscheinen sie Tag für Tag auf dem Bildschirm ihres PCs und versuchen sie zu animieren in einem Online Hidden Spiel ihre Verstecke ausfindig zu machen. Doch Sylvie gibt der Herausforderung nicht nach, verliert sich vielmehr in Grübeleien, ob diese Stubentiger jenen, die sie tatsächlich aufstöbern werden, etwas über die Bedeutung ihrer Farben mitteilen wollen.

Viel weiß Sylvie über Katzenrassen nicht. Rot und Schwarz sollen die Grundfarben sein, alle anderen lediglich ‚in die Wiege gelegte‘ Varianten. Rote Samtpfoten sind fast immer Kater und Weiße meist taub und beinahe blind. Am liebsten mag Sylvie die eher robusten Tigerkatzen, besonders wenn sie, was selten ist, das schwarze „M“ auf der Stirn tragen. Sie stehen für Freiheitsliebe und Geborgenheit und als Symbol der Gottesmutter. Manchmal findet man sie auf Mariendarstellungen, und bei Hexenverbrennungen sollen sie für gewöhnlich verschont worden sein.

Plötzlich findet Sylvie sich von allen Katzen und Kätzchen umgeben, die ihr im Leben sozusagen über den Weg gelaufen sind. Schwarz-weiße überwiegen. Sie ruhen jetzt in ihrem Schoß und schnurren so vor sich hin, während Sylvie ihre Lieblinge zärtlich kraut. Jedoch wird sie ewig traurig sein, dass sie auch von etlichen, besonders frisch geworfenen, Katzenbabys Abschied nehmen musste, wenn sie überhandgenommen hatten. Welche Anmaßung der Menschen, denkt sie auch jetzt noch, als Erwachsene. Damals auf dem Dorf

hatte Sylvies Familie im Garten einen richtigen kleinen Tierfriedhof, zuallererst für Mülle-Kätzchen. Auch von Dörfnern ersäufte Katzenjunge kescherte sie tränenüberströmt aus dem Weiher und begrub sie. Jedem verendeten Tier bastelte sie ein Kreuz aus Stöckchen und behängte es anstelle von Blumen mit bunten Bändern.

In der Stadt veränderte sich dann alles. Nur Pulli, der alte Kater, durfte mit. Sein Lieblingsort, besser gesagt Thron, war der Kochherd. Dorthin zog er sich neben Suppentopf und Bratpfanne auf sein Altenteil zurück und genoss die nahe Wärme der Herdplatten. Noch heute, wenn Sylvie die Augen schließt, sieht sie ihre Mama mit einem Kochlöffel neben dem Kohleherd stehen und hört sie mit ihrem ‚Küchengehilfen‘ sprechen, der es ihr mit Schnurren und Miauen zu danken weiß. Doch eines Tages ist Pullis Platz verwaist. Was geschehen ist, hat Sylvie nie erfahren. Es war einfach das Ende ihres Katzenparadieses und tragischer Weise fast gleichzeitig auch des Lebens ihrer Mutter. Schlimmer kann es doch gar nicht kommen, oder?, tröstete sie sich.

Dann ging sie zum Studium nach Berlin, jedenfalls in ein Stück davon, das östliche, denn mitten durch die Stadt war drei Wochen zuvor eine Mauer gebaut worden. Man konnte nicht hinüber, sonst wurde man von einem Grenzsoldaten, vielleicht einem Jungen, den man kannte, auf Befehl des eigenen, eines sozialistischen Staates, erschossen, abgeknallt. Oder als ‚Staatsverräter‘ im Stasi-Knast eingelocht, gefoltert und nicht selten sogar gegen Devisen in die BRD abgeschoben. Sylvie war erschüttert und nie, nie kam sie über diese Grausamkeiten hinweg. Bis heute sieht sie sie als schweres Unrecht an. Wie vielen Menschen in Berlin zum Heulen zumute war, dass sie von ihren Lieben getrennt leben mussten, verzweifelte auch Sylvie. Ein Teil ihrer Familie nämlich und ihre erste Liebe lebten auf der anderen Seite dieses ‚antifaschistischen Schutzwalls‘.

In ihrer Not, die sich als bedrohliche Lernstörung bemerkbar machte, suchte sie Rat bei Hella, der ‚Püsterolsch‘ in der Pappelallee, einer Heilerin seelischer und körperlicher Qualen, einer vertrauten Landsmännin aus dem Mecklenburgischen. Sie schwor Sylvie darauf ein, dass sie ein Krafttier besitzt, eine Katze, ein Geistwesen, das lehrt, sich anzupassen und trotzdem eigene Wege zu gehen, sich im Schatten dieser irren Mauer Freiräume zu schaffen, für sich einzustehen und sich von keinem, auch nicht der SED, der Staatspartei, die beanspruchte, immer recht zu haben, bevormunden zu lassen. Das erforderte Mut, Gefühl, Verstand, Vertrauen, Stärke.

„Und“, meinte Hella, „Katzen sind auch Tiere der Weisheit. Und haben den siebten Sinn. Horch ich in mich hinein, reden sie mit mir. Deine prophezeit, dass die Mauer in ein paar Monaten, ach, was sag ich, Wochen fallen wird.“

„Fallen?“, starrte Sylvie sie an, „von ganz allein?“

„I wo“, erwiderte die ‚Zauberfrau‘, „viele, super viele, das Volk wird sie einreißen. Ich auch. Ost und West wird wieder unser ‚einig Vaterland‘ werden.“

Denk mal an Johannes R. Becher und Hanns Eisler, an unsere Nationalhymne, die seit 1972 nicht mehr gesungen werden darf. So ein tolles Lied. Das haben wir doch nicht umsonst gelernt. Und nun darf nur noch die Melodie gespielt werden.“ Sie fuhr in sich zusammen, wurde blass und schloss das Fenster, durch das der Vollmond gespenstisch hereinschaute.

Als Sylvie sich das nächste Mal von Hella aufbauen lassen wollte, war sie weg, unauffindbar, spurlos verschwunden und ihre Wohnung polizeilich versiegelt! „Allet palleti“, wusste der Hausobmann zu sagen, „mitten in Dustern abgeholt, so geht det mit de Uffmuckers. Jedem det Seine. Wie bei olle Hitler.“

Tatsächlich, wie die ‚Püsterolsch‘ orakelt hatte, sie ist gefallen, die Mauer. Vor langer, langer Zeit, vor dreißig Jahren, eingerissen, umgeschmissen, in Einzelteile zerlegt, verhökert.

Aber die Menschen sind immer noch nicht zufrieden. Hüben und drüben. Ist Einheit, ist Freiheit doch nicht das höchste Gut? Die einen fühlen sich benachteiligt und die anderen sogar betrogen von ‚undankbaren‘ Landsleuten, die sie ehemals „Brüder und Schwestern in der Zone“ genannt hatten. Und ans Portemonnaie geht’s auch einem jeden. Der Soli – welch‘ übergroßes ‚Opfer‘ für die ersehnte Einheit! In Ost und West. Und schon länger, als die Mauer je gestanden hat!

Vor sich hin brütend sitzt Sylvie mit ihrem Liebsten auf dem Sofa im ersten Stock ihres Stadthauses, als auf einmal federleichte tapsende Schritte auf dem Parkett wahrnehmbar sind. Sie stocken. Die beiden schauen zuerst sich und dann den kleinen Schatten eines zarten Körpers an, der über die Dächer der Hinterhöfe und weiter durch die offene Balkontür munter zu ihnen hereinspaziert ist. Vor Sylvies Schreibtisch ist eine Mieze gelandet, steht einfach so da vor dieser Kiste mit unerledigtem Krempel. Ein Buch obendrauf aber ist aufgeschlagen. „Jahrestage“ steht in glänzend dunkelroten Buchstaben auf dem schwarzen abgegriffenen Einband. Uwe Johnson, der ‚Dichter der beiden Deutschland‘, hat diesen vierbändigen Roman verfasst. An mehreren Stellen ist darin von der ‚Katze Erinnerung‘ die Rede.

Jetzt ist sie bei Sylvie eingezogen. Schlagartig begreift sie, warum Katzen über Katzen sie in letzter Zeit so hartnäckig herausgefordert haben:

Das Erlebte nämlich wird im Gedächtnis bewahrt, bis die ‚Katze Erinnerung‘ es wieder wachruft, und die Menschen es sich gegenseitig erzählen. Und das ist der beste Schutz gegen Hoffnungslosigkeit, Unverständnis, Kränkung und Vorwürfe – der sanfte Weg zur deutschen Einheit?

*Friedrun Jaeger*

## **Ich bin da**

Ömi und Öpi kommen aus der DDR  
da ist auch meine Mama her  
in ihrem Land stand eine Mauer  
wer war wohl der Erbauer

eine Mauer gruslig und grau  
im Magen der Menschen war es flau  
dann malten sie sie bunt  
da kam ein Soldat mit Hund

die Mauer durch Berlin  
die zog sich ellenweit hin  
trennte die Stadt in zwei Welten  
sich treffen ging nie oder selten

Millionen Familien wurden getrennt  
sie haben Tag und Nacht geflennt  
der Mauerfall war gut  
gab endlich wieder Mut

Öpis und Ömis DDR  
die gibt es schon ganz lang nicht mehr  
Deutschland ist wieder vereint  
damit kein Mensch mehr weint

und tät es die Einheit nicht geben  
dann wäre ich gar nicht am Leben  
doch hurra  
ich bin da!

*Mia Seraphine Detlefsen, 11 Jahre*

## Mauerfall

Westverwandtschaft, gar nicht so schlecht, wenn man die hatte, man durfte nur nicht darüber reden. Ich konnte keine vorweisen, aber die Tante Grete meines Mannes lebte nach der Flucht mit ihrem Mann Georg im bayrischen Erlangen. Beide erzkatholisch mit ihrer Tochter Monika, die eigentlich ein Krimhold werden sollte. Nun, dann wurde dieser doch recht unbekannt Name mal eben nach Norddeutschland exportiert und mein Mann hat seitdem so seine Freuden und Nöte mit dieser auch historisch kaum gebräuchlichen Bezeichnung für das männliche Geschlecht. Die Tante Grete war eine der vier Geschwister meiner Schwiegermutter Maria. Sie war die älteste Schwester. Aus Angst vor den Russen hatte man sie im Zug versteckt und so kam sie schließlich fast unversehrt nach einer Odyssee in einem bayrischen Stift an. Besagter Georg, späterer Cheffahrer bei Siemens und Lebemann, hat sie dort entdeckt und tatsächlich ins normale Leben zurückgeholt.

Stets hat mich die Verbundenheit der beiden Schwestern beeindruckt. Trennten sie über die Jahre doch Welten. Meine Schwiegermutter hatte ein schweres Los. Zusammen mit ihren betagten Eltern wohnte sie mit Mann und zwei Söhnen auf engstem Raum ohne Bad oder anderweitigem, heute kaum wegzudenkenden Komfort.

Ihr Mann Heinz schuftete als Landarbeiter auf dem damaligen Gut. Auch sie musste sich trotz ihres geistigen Potentials der Feldarbeit hingeben. Mit neun Jahren war sie fast verhungert und verlaust mit der restlichen Familie, die Brüder dienten an der Front, von Hinterpommern aufgebrochen und in Vorpommern gestrandet.

Welche Parallele zu heute, denn keiner wollte die Flüchtlinge wirklich hier haben. Als kleines Mädchen traumatisiert und ausgemergelt, da lag es auf der Hand, dass sich folglich seelische Probleme einstellen mussten.

Mit Grete verbanden sie nicht nur die Erinnerungen an Kindheit und Jugend, sondern auch die Sorge um die Familie. Zum großen Thema wurde stets das Kochen und Backen. In Gransebieth stellte die Kleinviehhaltung und die Mast von jährlich mindestens zwei Hausschweinen mehr als nur ein kleines Zubrot dar. Besuchen konnten sich die Schwestern allerdings kaum.

Der Briefkontakt und die Westpakete zu Ostern und Weihnachten hielten die Fernbeziehung aufrecht. Durch einen tragischen Verkehrsunfall verlor Grete ihren rechten Unterarm. Da reiste meine Schwiegermutter das erste und einzige Mal in den „Goldenen Westen“.

Die familiäre Situation dort war jedoch so bedrückend, dass sie vom vermeintlichen Wirtschaftswunderland kaum etwas mitbekam. Man wurde älter, die Gräben zwischen Ost und West vertieften sich und an eine Wiedervereinigung konnte niemand glauben.

Inzwischen schrieb man das Jahr 1989. In Europa kochte die Stimmung. Keiner konnte sagen, was werden würde. Die Alten hatten nur Angst vor einem

neuen Weltkrieg, und wir Jungen versuchten unseren Alltag, so gut es ging, zu meistern. Krimhold hatte inzwischen promoviert, er arbeitete seit 1982 im hiesigen Landesforschungszentrum für Landtechnik und ich an der POS als Bio- und Chemielehrerin.

Felix und Fränze, unsere beiden Kinder, besuchten die Grundschule und man wohnte im Neubau mit Ofenheizung auf sehr überschaubarer Fläche. Die Familienmitglieder hatten ihre Hobbys. Krimhold spielte wie sein Sohn aktiv Fußball und leitete die Feuerwehr, Fränze fuhr zum Reiten. Ich ging in meinem Beruf auf. Die Kinder hatten ihre Spielkameraden, wir einige Freunde. Ich würde uns nicht als unglücklich bezeichnen, doch die gesellschaftlichen Spannungen spitzten sich zu. Über unsere westlich orientierten Freunde haben wir so einiges Material über das „Neue Forum“ erhalten, und mein Mann trat sogar bei einer Montagsdemo in der Grimmener Kirche auf, aber als wirklich revolutionär hätte ich uns nicht bezeichnet. Genossen wir doch immer noch den Duft von Fa-Seife, Schokolade und Kaffee gelegentlicher Westpakete. Plötzlich, ganz unerwartet, flatterte eine toll verzierte Einladungskarte ins Haus meiner Schwiegereltern. Gretes sechzigster Geburtstag sollte größer gefeiert werden, auch mit den Verwandten aus dem Osten.

Wie sollte das gehen? Meine Schwiegermutter kränkelte zunehmend und schlug eine so weite und aufregende Reise kategorisch aus. Aber mein Mann, sein jüngerer Bruder Detlef und Onkel Hannes fanden schon Gefallen an der Idee, einmal nach „Drüben“ zu reisen.

Sollten sie es wagen? Als Angestellter in einem sehr linientreuen Forschungsbetrieb hatte mein Mann schon seine Bedenken. Aber die drei Männer sagten sich: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt!“ Also wurden entsprechende Anträge gestellt, und dann begann das Martyrium. Was hieß: Warten, warten und nochmals warten. Zwei Tage vor Reiseantritt gab man ihnen „Grünes Licht“. Die Aufregung und die Repressalien waren fast vergessen. Wie im Wahn packte mein Mann sein Köfferchen. Konnte er sein Glück doch kaum fassen. Da die lange Zugfahrt am sehr frühen Morgen starten sollte, ging er früh zu Bett. Doch an einen entspannten Schlaf war natürlich nicht zu denken. Ich räumte noch die Wohnung auf und schaltete den Fernseher ein. Es war November 1989, fast wie jeder Herbst, grau, trübe und nass, und doch ein ganz anderer. Es war der 9. November!

Die Meldungen überschlugen sich und völlig unerwartet formulierte Günter Schabowski auf holprige Art und Weise die bekannten Sätze zur Maueröffnung.

Ich bekam Herzrasen. Was sollte ich mit dieser Information anfangen? Ein Telefon zum Austausch mit Freunden und Verwandten hatten wir nicht. Ich weiß nicht mehr, wie viele Stunden Schlaf mir in dieser Nacht noch möglich waren. Ich bekam die Bilder aus Berlin nicht mehr aus dem Kopf. Wie unreal war das denn ...!



Als ich am Morgen meinem Mann die Stullen schmierte und Kaffee kochte, war er vor Aufregung kaum ansprechbar. Mein Satz: „Ich könnte doch jetzt eigentlich in den Westen mitreisen“, kam bei ihm überhaupt nicht an. Es war mehr als ein verrückter Gedanke, zumal die Kinder und ich doch in die Schule mussten!

Später wollte mein Mann bei Treffen mit Verwandten und Freunden stets zum Besten geben, dass er bis zur Grenze überhaupt nicht gerafft hatte, was passiert war.

Die Grenzbehörden fragten die drei Herren, ob sie mit dem Personalausweis oder Reisepass unterwegs seien. Die Männer waren damals mehr als verdatert. Dann erreichte der Zug Lübeck. Der Bahnhof brodelte vor Menschen. Beutel mit Bananen und Süßigkeiten wurden durch die Fenster gereicht. Alle jubelten. Allmählich machte es bei den Männern „Klick“. Schade nur, dass der bisher herungereichte Flachmann sich allmählich leerte.

Keiner von ihnen blieb im „Goldenen Westen“! Wir wohnen heute noch in Abtshagen, und das sehr, sehr gerne.

*Jutta Schmidt*

### **Mauerfall**

ungewisse Zukunft  
Menschen voller Euphorie  
was bringt die Zeit  
Erwartung

*Vera Rusch*

### **Strandgutträumer**

*„Wenn die Welt untergeht, dann gehe ich nach Mecklenburg, denn dort geht sie Hundert Jahre später unter.“*

Als ich im Internet auf diesen Satz stieß, recherchierte ich für eine Auftragsarbeit über die Deindustrialisierung des Nordostens Deutschlands in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Otto von Bismarck wird er zugeschrieben, doch ob das stimmt, ist nicht erwiesen, denn ebenso wie er sind Heine und Reuther im Gespräch. Doch eigentlich ist es egal, wem die Urheberrechte zufallen, jeder der drei hätte Recht. Die erdigen Ebenen Mecklenburgs sind sich in all der Zeit genauso treu geblieben wie die fetten Wiesen, auf denen wie

einst mehr Rindviecher weiden, als Menschen in diesem Land leben. Und selbst das Meer gibt heute noch willig von dem, was es besitzt. Wenig hat sich von seinem ursprünglichen Naturell entfernt seit dem Abschied von Bismarck. Nun ja, Mecklenburgs Landwege sind erwachsen geworden, sie nennen sich heute Straßen, seine Wälder haben ihr Dickicht abgelegt und seine Felder reichen inzwischen von Horizont bis Horizont. Doch die Altweibersommer behandeln das Laub der Haine noch immer mit warmen Farben, bevor diese es hergeben, die sommerwarme Ostsee schimmert noch immer seegrün oder tintenblau, was sie blitzartig ändert, wenn die Herbststürme über sie hinwegjagen, und auch der Winterhimmel schaut immer noch grimmig auf Land und Leute herab. Gezeiten wie auch Eingeborene umsorgen nach wie vor zuverlässig und querköpfig ihr Bündnis aus Zähigkeit und Zurückhaltung.

Seit meiner Geburt lebe ich in dem Land, und ich bin gerne ein Stoff in ihm. Ich nehme es als Kompliment, wenn uns der Rest der Welt „Fischköpfe“ tituliert und als die Erfinder der Langsamkeit, und ich mag die Farbigkeit der Jahreszeiten in all ihrer Abwechslung. Am liebsten jedoch mag ich den Herbst. Wenn seine Novembernebel heranziehen, bekommen meine Strände ihre Einsamkeit wieder. Das Gewühl der Sommerfrischler ist vorüber und das Meer hält wieder Einkehr bei mir, die ich es umwohne. Die Meereswinde haben die Wolken aus Sonnenmilch verweht und die Nebel sind durchwoben von der Herrlichkeit zurückgekehrter meeriger Frische. Die See wirft nun schaumgekrönte Wellen auf, in deren Schatten tiefe Schluchten brodeln, und doch löst ein scheinbar schwächlicher muscheldurchsetzter Uferkies ihre Schärfe auf, indem er sie ins Leere rollen lässt. In diesem Auf und Ab fühle ich mich großartig, dann ist meine Zeit gekommen, nach Strandgut auszuschauen.

Oft ist meine sechsjährige Enkeltochter mit von der Partie, die inzwischen ebenfalls die Treibgutsache für sich entdeckt hat. Ihren scharfen Blicken entgeht kaum ein Bernsteinschnitz, nicht zu sprechen von den Unmengen Hühnergöttern oder Donnerkeilen, die wir nach Hause schleppen. In der Kleinen erlebe ich das Erglügen des Strandgutfiebers nicht zum ersten Mal. Auch ihre Mutter begann eifrig neben mir herzustapfen, als sie so alt war wie ihre Tochter heute. Nichts konnte sie damals von den Geschichten des Meeres abhalten oder des Windes, und von meinen sowieso nicht, kein Kinofilm, keine Nachbarkinder. Jede Geschichte über unsere Fundstücke steigerte ihre Begeisterung für die Sache und wir dachten uns viele Geschichten aus.

Es ist ein stürmischer Novembermorgen, als ich die Sammelwut meiner Enkelin beobachte. Wie ähnlich sie doch ihrer Mutter darin ist. Mir fällt jener mürrische Herbsttag ein, an dem ich mit der in aller Herrgottsfrühe zum Strand aufbrechen wollte. Später würden wir frische Brötchen aus dem Konsum holen und Milch und den Kleinen wecken und meinen Mann. Ich hatte bloß den verbrauchten Tag aus dem Kalender gerissen, auf dem nun der 10. November 1989 das Näherrücken der Adventzeit ankündigte. Meine Tochter stürmte als Erste die Treppe hinab. An der Haustür blieb sie so abrupt stehen, dass ich fast

ins Stolpern gekommen wäre. Sie staunte mit kugelrunden Augen auf die Straße hinaus, auf der unzählige Frühaufsteher unterwegs waren, die augenscheinlich, wie wir auch, den Strand besuchen wollten. Der ganze Ort schien auf den Beinen. Neugierig schlossen wir uns dem Treck an, zwängten uns durch ein Meer tanzender Jacken und Mäntel bis zu den Dünen, wo uns Lagerfeuer empfingen, um die herum Fahnen im Sand steckten. War ich bis dahin verwundert, nahm nun Verwirrung von mir Besitz, denn den meisten Bannern waren ihre Embleme abhanden gekommen. Kein einziger Hammer, kein Zirkel, kein Ährenkranz knatterten mit ihren Flaggen im Wind, sondern viele funkelnelneue, schwarzrotgoldene Rundkreise auf ausgebleichenem Stoffhintergrund. Ein Pärchen, das vermutlich für sich sein wollte, hatte sich von einem der vielen Feuer gelöst. Es steuerte direkt auf uns zu und meine Frage, was los sei, machte die beiden derart fassungslos, dass sie ungläubig die Köpfe schüttelten. Steif berichteten sie, was in der vergangenen Nacht geschehen war, und als sie schwiegen, verstand ich ihre Vorbehalte. Die Öffnung der Grenzübergänge zu verpassen, hatten bestimmt nicht viele meiner Landsleute geschafft, ich ja.

„Ab jetzt gibt es kein Hüben mehr und kein Drüben“, riefen mir die Verliebten aus den Dünen zu, bevor sie in ihnen abtauchten. Diese Nachricht schlug bei mir ein wie bei den vielen Partygästen, aber deren Feststimmung wollte nicht meine werden, und weil mich zudem auch das Jagdfieber im Stich gelassen hatte, kehrte ich mit meiner Tochter um. Die Frühstücksmilch vergaßen wir nicht. Beim Nachhauseschlendern fragte ich sie: „Hast du Lust, herauszufinden, wie die Welt hinter dem Meer aussieht?“ Sie sah mich nachdenklich mit ihrem kleinen rotgefrorenen Gesichtchen an. Ganz langsam nickte sie.

„Ich hab wieder einen.“ Stolz öffnet meine Enkeltochter ihre Faust. Zwischen Kies und Seetang entdecke ich das matte Funkeln eines gehärteten Harzsteines. Ich drücke ihre Finger wieder zur Faust und streiche über die flauschige Wollmütze. In Gedanken bin ich nicht bei ihr.

Ich bin bei meinem Aufbruch in jene neue Welt, in der die Menschen sprachen und auch am Meer lebten wie wir. Ich lernte, mich an feste Badezeiten zu halten, denn das Wasser verschwand in festem Takt und rauschte im gleichen wieder heran. Diese fremde Welt schillerte bunter als alles bisher Gekannte. Ihre Menschen fand ich nett. Manche fragten mich nach meinen Träumen, doch sie wandten sich schnell wieder ihren Gewohnheiten zu, weil ich mir zu viel Zeit ließ für meine Antwort. Es war nicht so, dass ich keine Träume hatte, aber sie ließen sich nicht in diese andere Zeit retten, weil ihre Wiege ja in der abgelösten stand. Später gingen mir neue auf, allerdings dauerte das seine Weile, ich war noch nie ein Schnellschusskandidat. Für meinen Mann war das Ganze ein Klacks. Träumte er als junger Wilder von einer Fahrt im Auto, auf dessen Motorhaubenmitte ein Stern thronte, wollte er es nun für sich besitzen. Männer sind so einfach gestrickt, wenn Saft und Kraft im Spiel sind.

Manche meiner neuen Träume verwirklichte ich, manche verwarf ich wieder,

einem jedoch aus jener Zeit, als Mecklenburg noch kein Bundesland war, renne ich immer noch nach. Während ich mich am Meeresufer entlangschweige und es durchsuche nach Strandgut wie knarzigen Wurzeln oder Hühnergöttern, erträume ich mir den Stein der Steine. Ja, ich schleife ihn sogar im Geiste zu einer Anhängerträne. Die passende Kette ist heute, im Gegensatz zu früher, kein Problem. Einen ähnlichen Traum hegt übrigens auch meine Enkelin und so ziehen wir nach jedem Sturm unsere Bahnen im feuchten Sand. Der Herbst indes hat in jeder Hinsicht zurückgefunden zu seinen jahreszeitlichen Gewohnheiten.

*Jutta Horn*

## **Mutter und Tochter erleben West-Berlin**

„Nee, Döchting, lass mal. Ich habe Jahrzehnte darauf gewartet, in den Westen reisen zu dürfen. Da kommt es auf ein paar Tage mehr oder weniger nicht an. Noch sind die Züge nach Berlin überfüllt.“

„O.k., wir müssen uns ja auch erst noch die Reisepässe besorgen. Welche von den zwei Möglichkeiten nehmen wir?“

„Natürlich den für zehn Jahre. Was wir haben, kann uns keiner mehr nehmen!“

„Aber der kostet fünfunddreißig Mark.“

„Das ist mir die Freiheit wert!“

14 Tage nach Beginn der Reisefreiheit stiegen meine Tochter und ich in einen Zug nach Berlin. Voller Vorfreude und mit dem Glauben 'Im Westen gibt es alles ...' ging die Reise los. Ich schloss die Augen, um mich an diesen Geruch aus dem Intershop der DDR zu erinnern. Dorthin war ich auch ohne Westgeld in der Tasche gegangen, nur um den Geruch der großen weiten Welt zu schnuppern und mich an den schönen Dingen zu erfreuen.

Was wir als Erstes sahen, war schockierend: Eine Revueankündigung mit unserer Helga Hahnemann, und das zu einem Eintrittspreis von 120 DM. Hieß das, Unterhaltung nur noch für Reiche?

Ich hatte nur einen Wunsch: Einen Radiorecorder mit zwei Kassettenlaufwerken für 99 DM. Nein, ich ließ mich von den Südfrüchten nicht verführen, obwohl mir einige völlig unbekannt waren und mich neugierig machten. Wir klapperten jedes Elektrogeschäft ab.

Die Antwort „Haben wir nicht. Ausverkauft!“ waren wir ja gewohnt, hier kam sie jedoch unerwartet. Der Glaube an den Grundsatz 'Im Westen gibt es alles!' wackelte in seinen Grundmauern.

Auf dem Rückweg zum Bahnhof entdeckten wir ein kleines unscheinbares Geschäft mit Lederwaren. Meine Tochter befand sich in ihrer Sturm- und Drangzeit und stand total auf Lederklamotten. In dem schmalen langen Raum roch es angenehm nach Leder und dazu erklang Countrymusic. Durch eine

Zigarettenwolke ertönte von einem großen, zünftig gekleideten Mann: „Was kann ich für euch tun?“

Ich stutzte kurz über so viel Vertrautheit, aber die lockere Art empfand ich als angenehm. Tina schaute sich alles genau an, entschloss sich dann aber doch zu keinem Kauf. Die ersten hundert Westmark wollten wohlüberlegt ausgegeben werden.

Unverrichteter Dinge traten wir den Heimweg an.

Was ich dann auf dem überfüllten Bahnsteig sah, konnte ich kaum glauben. Leute aus Polen standen da mit „meinem Wunschrecorder“, aber nicht nur mit einem. Sie hatten gleich drei Stück paarweise übereinander geschnürt, somit sechs Stück pro Person. Da wurde ich richtig neidisch. Ich wollte doch nur einen! Aber es blieb keine Zeit zum Grübeln. Der Zug lief ein. Wir waren glücklich, noch hineinzupassenn.

Auf der ganzen Fahrt standen wir wie die Heringe. - War das das neue Zusammengehörigkeitsgefühl?

*JuScha*

## **Veränderungen, die der Mauerfall mit sich brachte**

Es war zum Mauerfall. Ich muss damals zehn Jahre alt gewesen sein. Mein Bruder und ich wurden abends aus unserem Kinderzimmer geschreckt, weil wir bemerkten, dass unsere Eltern wie toll durchs Wohnzimmer hüpfen. Sie lachten und juchzten, umarmten sich, sprangen und tanzten. Der Fernseher lief laut. Ich sah darin Menschenmassen. Was das alles zu bedeuten hatte, verstand ich damals nicht. Mein Bruder und ich schauten uns nur ahnungslos lächelnd an und freuten uns mit unseren glücklichen Eltern.

Meine Eltern waren stets Regime-Gegner gewesen. Sie hatten ihr erstes Kind mit 18 Jahren bekommen. Seitdem mussten sie sich an Regeln halten, wollten sie ihre geliebten Kinder nicht verlieren. Die po-langen Haare musste mein Vater sich zur Armee-Zeit abschneiden lassen. Wie gern wollte er immer reisen. Doch in der DDR war man eingesperrt. Meine Mutter unterbrach zur Geburt meines Bruders ihre Schneider-Lehre. Mit acht Wochen kam Paul in die Krippe, so dass meine Mutter ihre Ausbildung fortsetzen konnte. Meine Oma half tatkräftig mit, obwohl sie selbst mindestens zwei Berufe ausübte, Postfrau und Kiosk-Verkäuferin, um sich und ihren erwerbsunfähigen Mann über Wasser zu halten und ihren Enkelkindern etwas bieten zu können. Opa war Fischer gewesen und hatte mit etwa 30 Jahren wegen mehrerer Bandscheibenvorfälle nicht mehr arbeiten können.

Das erste Wochenende nach diesem freudigen Ereignis im Fernseher gaben meine Eltern meinen Bruder und mich bei Oma ab und fuhren fort. Dorthin, wo

sie bislang noch nie hatten hinfahren dürfen. Sie kamen entspannt und glücklich zurück.

Am zweiten Wochenende nahmen sie uns mit. Es muss Hamburg oder Berlin gewesen sein: Ich erinnere mich an diese vielen und sehr lauten Marktschreier. Sie zogen eine richtige Show ab auf ihren Wagen: „Nur zehn Mark! Eine große Tüte voller Orangen. Ich lege noch ein paar Kiwis drauf, dann noch eine Orange extra dazu. Und dann lege ich noch eine Kette mit hinein. Nur zehn Mark das Ganze!“ Wer die Hand bzw. den Geldschein hochhielt, bekam die Tüte. Es war toll anzuschauen. Was war das überhaupt, eine Kiwi, und wie schmeckte das? Dann gingen wir in ein Kaufhaus, das hieß „HOT“. Ich erinnere mich an die Etage mit den vielen Instrumenten. In einem Gang waren große Keyboards ausgestellt. Mein Bruder Paul schaltete eins an und wir tippten übermütig auf die Tasten. Da wir ohnehin ab und zu spielten, wir hätten eine Band, war das besonders toll, hier im Kaufhaus „Musik“ zu machen. Niemand schaute. Es störte sich keiner an unseren Spielereien. Wir durften alles einfach so anfassen.

Woanders haben wir dann Kleider gekauft. Bunter, als ich sie je gesehen hatte. Und für meinen Bruder und mich gab es je noch eine kleine Handkonsole. Auf seiner war das Spiel mit dem Wolf, der aufpassen musste, dass keine Eier zu Boden fielen. Meine hatte das Spiel mit den Mäusen auf dem Tisch und der Katze daneben, die immer sprang und verhinderte, dass eine Maus den Fußboden erreichte. Noch nie zuvor besaß ich etwas dergleichen Technisches.

Daheim in Greifswald veränderte sich nach und nach einiges: Es gab nicht mehr den Intershop, der die „besonderen Dinge“ verkaufte, die man sich nur für teures Westgeld leisten konnte. Auch andere Läden füllten sich mit West-Produkten zu erschwinglichen Preisen.

Einiges wich den Neuerungen: Mich als Kind schmerzte es besonders, dass mein Lieblingsriegel auf Nimmerwiedersehen verschwand. Er war karamellfarben, in dünnem Pergament eingewickelt und hatte die Form eines Goldbarrens. Den Geschmack fand ich später annähernd in der Bambina-Schokolade wieder. Doch es war nicht dasselbe ...

Meine Eltern waren froh über die Wende. Sie machten mit uns jedes Jahr woanders einen Auslandsurlaub. Eigentlich wollte mein Vater mit uns nach Hamburg ziehen, doch meine Oma, seine Mutter, machte uns einen Strich durch die Rechnung: Opa war längst und viel zu früh verstorben. Oma weinte bei dem Gedanken, wir könnten fortziehen, und drohte: „Dann zieht doch weg, aber dann nehme ich mir den Strick!“ Also taten wir es nicht. Mein Vater fühlte sich stets als ältester Sohn verpflichtet. Und Oma wollte die Familie zusammenhalten. Das hatte sie immer getan, kostete es, was es wolle.

Ein paar Jahre später, als ich 20 war, zog ich allein nach Hamburg. Und siehe da, es gefiel mir sehr gut dort. Ich war endlich frei mit eigener Wohnung und

eigenen Entscheidungen. Ich absolvierte die Fachoberschule für Sozialpädagogik und begann ein Studium der Sozialpädagogik, welches mich aber nicht befriedigte. Also wechselte ich nach einem Semester über zu Public Health (Volksgesundheit). Das passte gut, dachte ich mir, da ich bereits in Greifswald eine Lehre zur Arzthelferin absolviert hatte. Alles lief prima. Mein Vater hatte leider nie in der DDR studieren dürfen, weil er zu auffällig für das System gewesen war. Er sagte mir, er wäre gerne Geschichts- oder Physiklehrer geworden.

Über einen guten Freund lernte ich meinen zukünftigen Mann kennen. Wir besuchten beide die gleiche Fachhochschule. Er war gebürtig aus Heidelberg und damit Westdeutscher. Ohne den Mauerfall hätten wir nie die Chance gehabt, uns zu begegnen.

Nun, nach knapp 20 Jahren, sind wir immer noch ein Paar. Inzwischen haben wir zwei Kinder und sind verheiratet. Da seine Eltern zu unseren Studienzeiten gestorben waren und ihm das Familienhaus auf Rügen mit hohen Schulden vererbt hatten, unterbrachen wir vorzeitig unser Studium und zogen nach Rügen. Dort richteten wir in dem alten Fischerhaus Ferienwohnungen ein, setzten es in Stand und erhielten es so. Er arbeitete als Bootsbauer, ich als Arzthelferin und nebenbei vermieteten wir.

Und ich kann heute sagen, der Mauerfall war das Beste, was mir passieren konnte: So lernte ich meinen Mann kennen, wir zogen in sein schönes Haus und bekamen wunderbare Kinder. Und wenn wir nicht gestorben sind, ...

*Anni Liberra*

## Grenzenlos

Grenzenlos

Kriegskind - ICH -  
Hunger - Kälte  
grenzenlose Angst

Schattenmenschen  
sichere - finden  
Schüsse schweigen

Stellen Marsen  
Hoffnung höchst  
Nacht hat uns ein Ende

Leben kostet  
wacht alles frei  
Friede wird verkündet

Doch dann...

13. August 1961  
Grenzen trennen dich und mich  
Nacht gewinnt

Jahrzehntelang  
getriebenes Land  
Stacheldraht getränkt mit Blut

Volk erhebt  
erschüttert die Mauern  
zündet Tackeln an

Freiheit  
Aussen Stimmen  
halten durch die Nacht

Verzinkt das Volk  
verzinkt das Land  
Grenzenlos

Erika Anders



## Im Zwiegespräch

Dort auf der Wiese unter dem alten Kirschbaum liegt sie, die Freiheit des kleinen, dunkelhaarigen Mädchens. Auf der Decke liegend darf es mit reifen, saten Kirschen über den Ohren einfach nur sein, in die Wolken schauen und sich in jeder ein anderes Fabeltier vorstellen. Groß ist ihre Welt nicht, reicht vom Boddenstrand gerade mal bis Rostock, wenn überhaupt. Und was soll ein kleines Mädchen auch mit einer großen Welt anfangen?

Die Freiheit bestand darin, mit Freunden um den Wohnblock zu ziehen ... Am Wochenende ging es raus aufs Land und dann hieß es, über den Stoppelacker zu laufen und mit den bunten, selbstgebaute Drachen Botschaften aus Zeitungspapier in den Himmel zu schicken oder Püppchen aus Stroh zu basteln, im Sommerregen barfuß durch die warmen, duftenden Pfützen zu tapsen.

Von der Mauer und einem anderen Deutschland hatte die Kleine nichts gehört. Ich weiß es genau, denn ich kenne sie schon seit 1979. In ihrer Welt war man fleißig und strebsam, so wurde es erwartet. Aber es war auch nicht schlimm, dass der Pionierknoten nach langem Üben immer noch nicht richtig saß. Sie nahm es so, wie es kam, das Altpapiersammeln, die Fahnenappelle, die Strukturen, genauso wie den Mauerfall. Was bleibt einem kleinen Mädchen anderes übrig als sich anzupassen?

Nur das Gefühl, das änderte sich. Plötzlich gab es Konsum, und mit dem vielen bunten Spielzeug und den modischen Klamotten aus dem anderen Deutschland schlich sich langsam ein bösesartiges Fabeltier heran, das sie in ihren Wolken über dem Kirschbaum damals nicht gesehen hatte, das sich auszudenken sie gar nicht imstande gewesen war. Und das Tier wuchs und schlich bedrohlich mal aus größerer Entfernung und mal ganz dicht neben ihr vorbei. Es wuchs ein Druck, dem standzuhalten ihr doch so schwer fiel. Und plötzlich reichte es nicht mehr aus, fleißig und strebsam zu sein, plötzlich musste man hipp und modern und cool sein und von allem das Neueste haben. Doch was soll ein Mädchen mit all dem, wenn das Herz und der Verstand nicht zählen? Manchmal treffe ich es noch, das Mädchen mit den dunklen Haaren, und wir versuchen, gemeinsam auf der Wiese zu liegen und in den Himmel zu schauen. Und heute weiß ich, dass meine Freiheit, die ich selbst nicht erkämpfen konnte, viel wert ist, dass es gut war für mich und für andere, dass alles so kam, dass die Mauer fiel und nicht nur die Grenzen zwischen beiden Ländern, sondern auch die Grenzen im Denken, im Verstehen sich öffneten. Aber die Kleine weiß es nicht, naiv und unschuldig, wie sie dort auf der Wiese liegt. Heute wünschte ich, ich könnte ab und zu zusammen mit ihr auf der Wiese liegen und in den Himmel starren und mich frei fühlen.

*Antje Hartung*

## Grenzöffnung: Ein Berliner Lehrling erzählt ...

„Anja, oh, zur Lehrunterweisung ganz in Rot!?! Willst du provozieren oder passt du dich dem Roten Rathaus an?“

„Ach was, ratet einmal, wo ich herkomme? Ich war heute Nacht in der Disco im Westen!“

Wir mitauszubildenden Sekretärinnen schauten Anja ungläubig an. Nach dem Unterricht fragten wir unsere Ausbildungsbeauftragte, ob wir alle gemeinsam zur Grenze könnten, um uns von der Öffnung zu überzeugen. Die Antwort war ein schroffes „NEIN“! Wir sollten wie immer in unsere Betriebe fahren. Wir stiegen zwar alle in den Bus ein, aber an der Friedrichstraße stellten wir uns Richtung Westen an, bekamen den Stempel in den Ausweis und durchschritten den „Palast der Tränen“.

Alle verweilten kurz, atmeten tief durch und waren bereit zu erkunden. Wir fragten eine Frau nach dem Weg zum Kurfürstendamm. Dort holten wir das Begrüßungsgeld von 100 Westmark ab. Beim Schaufensterbummel wurden wir von einer Schülergruppe angesprochen. Die Lehrerin lud uns alle zum „Burger King“ ein, wo wir angeregt Erfahrungen austauschten.

Danach hieß es shoppen gehen. Ich kaufte mir für 99 Westmark eine Lederjacke (die ich heute noch habe).

Am Nachmittag suchte jeder wieder seinen Ausbildungsplatz auf. Der Eine wie der Andere von uns musste zum Chef und erhielt ein Disziplinarverfahren.

In dem Monat wurde keiner von uns zum besten Lehrling für schulische und praktische Leistungen gekürt und keiner erhielt die Prämie von 50 Ostmark.

2007 traf ich auf einer Studienreise für Architektur und Kunstgeschichte meine Deutschlehrerin aus der Lehrlingszeit wieder und sprach sie an. Ich hatte das Fach mit „sehr gut“ abgeschlossen.

Sie sah mich entsetzt an, wick nach hinten mit den Worten: „Oh Gott, oh Gott, da will ich nichts mehr von hören.“

Sie sprach die ganze Reise nicht mit mir und ging mir aus dem Weg.

Jeder verarbeitet die Geschichte Deutschlands anders.

*Rici H.*

*i.A. JuScha*

## Unser Kulturkampf

Wir hatten die erste große Welle der Corona-Pandemie gesund überstanden. Das Thermometer zeigte 25 Grad an, für unsere Breiten eine fast tropische Hitze, und es sollte endlich an den Strand gehen. Während ich die Utensilien zusammensuchte und sie in die geräumige, farbenfrohe Aldi-Tasche verstaute, fiel mir wieder der erste Besuch meiner Cousine aus Niedersachsen ein, es war im Sommer 1990.

Wir kannten uns bis dahin nur durch unseren, nicht gerade sehr üppigen, Briefwechsel und natürlich durch Fotos, die hin- und hergeschickt wurden. Zu den Geburtstagen und zu Weihnachten kamen auch regelmäßig die streng geheim gehaltenen Westpakete an, doch deren Inhalt sagte kaum etwas über das Wesen meiner Verwandten aus, eher etwas über unsere Wünsche, die wir wie nebenbei in die Korrespondenz einfließen ließen. Nun sollten wir uns endlich persönlich kennenlernen. Aufgeregt putzte ich tagelang die Wohnung, wir wollten uns doch von den Wessis nichts nachsagen lassen – auch wenn sie meine Verwandten waren. Wie würden sie wohl sein, meine unbekannte Cousine Britta, ihr Mann Martin und ihr achtjähriger Sohn Sascha? Nun, das Zusammentreffen gestaltete sich ganz unproblematisch. Britta und Martin wirkten aufgeschlossen und vorurteilslos – jedenfalls bis zum zweiten Tag ihres Besuches.

Wir hatten beschlossen, den Nachmittag an unserem Lieblingsstrand zu verbringen. Zu fünft quetschten wir uns in das schnittige Westauto, ein Opel oder ein Audi muss es wohl gewesen sein. Die Fahrt dauerte nicht lange und schon bald standen wir vor den mit Strandhafer bewachsenen Dünen.

„Ist es nicht herrlich hier?“ Ich zeigte voller Enthusiasmus auf den vor uns liegenden Badeplatz. „Seht mal, wie klar das Wasser heute ist, und dann dieser wolkenlose Himmel, schöner kann es bestimmt auch an euren Urlaubsorten in Griechenland nicht sein.“

Von meinen Verwandten kam keine Antwort. Irritiert schaute ich mich nach ihnen um. Britta hatte ihre grellbunte Badetasche fallenlassen. Ihr Gesicht hatte die Farbe einer reifen Tomate angenommen. Bekam sie etwa einen Hitzschlag? Mit offenem Mund, die Augen fassungslos aufgerissen, starrten sie und Martin auf das muntere Treiben vor ihnen. Ich konnte nichts entdecken, das diese Reaktion ausgelöst hatte. Einige Männer und Frauen spielten Volleyball, andere lagen träge in der Sonne oder bauten mit ihren Kindern Sandburgen – alles wie immer.

„Was ist denn los? Gefällt es euch hier nicht?“

Sascha, mein kleiner Neffe, fand als erster seine Sprache wieder: „Die sind ja alle nackt“, schrie er aufgeregt.

Brittas Kopf schwoll noch mehr an, wenn es überhaupt möglich war. Martin starrte angestrengt auf seine Schuhspitzen.

„Gibt es bei euch denn keine Badeanzüge?“, fragte er verlegen kichernd. „Ihr

hättet doch nur zu schreiben brauchen, wir hätten euch welche mitgebracht.“ „Badeanzüge? Natürlich gibt es Badeanzüge“, stotterte ich „aber wir gehen lieber zum FKK-Strand. Ist doch viel gesünder, als stundenlang in den nassen Klamotten herumzuliegen und auf die Erkältung oder Blasenentzündung zu warten.“ Ich konnte mir ihre Reaktion nicht erklären. Was war denn schon groß dabei? Gab es drüben keine FKK-Strände?

„Was ist ein FKK-Strand?“, wollte Sascha wissen.

„Na das, was du vor dir siehst“, feixte mein Mann „das nackte Vergnügen.“ „Hör auf mit diesem Quatsch“, Britta war wohl einem hysterischen Anfall nahe, während mein Neffe interessiert dem Gewimmel zusah.

„Guckt mal“, rief er ganz aufgeregt, „was hat die Frau für einen runden Bauch. Bekommt sie ein Baby, Mama?“ Er zeigte mit dem Finger auf die werdende Mutter, die gerade an uns vorbei ging.

„Sascha, halt sofort deinen Mund!“, die Stimme meiner Cousine war kaum wiederzuerkennen. „Sagt mal, schämt ihr euch nicht?“, platzte es aus ihr heraus „und dann nehmt ihr auch noch die Kinder mit“, sie schrie jetzt fast.

„Wieso Kinder, es ist doch nur eins da, und Sascha hat doch bestimmt auch schon nackte Menschen gesehen. Was ist denn nur so schlimm daran?“ Verstört sah ich sie an.

„Sollen wir uns hier etwa auch ausziehen? Das kannst du vergessen, ist ja schlimmer als bei den Hottentotten.“

„Mann, hat der einen großen Penis“, platzte mein vorlauter Neffe wieder dazwischen.

„Da seht ihr, was ihr angerichtet habt“, Brittas Hände flatterten, sie war den Tränen nahe, während Martin immer noch angestrengt seine ADIDAS-Sport-schuhe betrachtete.

„Britta, was ist denn nur los mit dir? Wir sind mit euch zu einem wunderschön gelegenen Strand gefahren und wollen euch nicht in ein zweitklassiges Bordell zerren“, mein Mann versuchte es mit Humor. „Und wofür um Himmelswillen sollen wir uns eigentlich schämen? Sei doch mal ehrlich, solch ein gebräunter Körper ohne die Textilstreifen, sieht doch ziemlich sexy aus.“

Das kam überhaupt nicht gut an. Meine bis noch vor einer halben Stunde so freundliche Cousine hievte sich ihre Tasche über die Schulter. „Kommt, wir gehen“, herrschte sie ihre beiden Männer an.

„Moment, warte mal“, ich versuchte, diesen Tag noch irgendwie zu retten, ohne mich allzu sehr zu verbiegen. „Ich verstehe wirklich nicht, weshalb du dich so über ein paar nackte Menschen aufregst. Sieh sie dir doch mal genauer an. Kannst du irgendetwas Anrühiges oder Unsittliches entdecken – bis auf ihre Blöße, die du nicht ertragen kannst. In euren Hochglanzillustrierten findest du Woche für Woche Aktbilder, und oft sogar sehr anzügliche, die ich schon als Pornographie bezeichnen würde. Glaubst du etwa, die Kinder sehen sich die nicht an, und wenn es heimlich am Zeitschriftenkiosk ist? Für eure Kleinen gibt es doch überhaupt nichts Geheimnisvolles mehr, jede intime Einzelheit

wird an die Öffentlichkeit gezerzt. Wie geht ihr denn damit um? Sogar die Bravo lässt keine Frage unbeantwortet. Nun war ich an der Reihe, mich aufzuregen.

Mein Mann versuchte, wie so oft, die Wogen zu glätten. „Wisst ihr was, wir wollen uns doch nicht über solche Kleinigkeit streiten.“

„Kleinigkeit?“, hörte ich Britta murmeln.

„Dann fahren wir heute eben mal zu einem Textilstrand – garantiert ohne Nackedeis – wenn wir Glück haben.“

Ja, sinnierte ich vor mich hin, so war das damals. Das Nacktbaden löste bei vielen unserer neuen Brüder und Schwestern so manchen Schock aus. In der DDR gab es 1989 etwa 100 offizielle FKK-Strände, während das Nacktbaden in der BRD weniger verbreitet war. Als die ersten Westurlauber zu uns an die Küste kamen, setzte ein regelrechter Kulturkampf ein. Sie wollten sich nicht neben irgendwelchen – zugegebenermaßen auch nicht immer so ästhetischen Leibern – sonnen, und wir wollten nicht auf unsere gute Tradition der Freikörperkultur verzichten. Die FKK-Strände wurden im Laufe der letzten dreißig Jahre zwar immer kleiner und immer weiter an den Rand gedrängt, aber wir verteidigten sie tapfer gegen die westdeutsche Prüderie. Vielleicht sterben die Nacktbader einmal aus, doch bis jetzt sind wir Alten noch hier und setzen unseren Kulturkampf fort.

*Sigrid Köhler*

# Hoffnung auf das Andere



Markus Endler: Knieper West

**Gehofft**  
haben wir  
gekämpft und geharrt  
wurden wir dennoch letztlich  
genarrt?

*Friedrun Jaeger*

## **Erfüllte Hoffnung**

Alle waren gekommen. Angespannt, durcheinander redend und aufgeregt warteten wir, etwa zehn Frauen und Männer mittleren Alters, auf den Interzonenzug, der planmäßig um 13:30 Uhr in Leipzig eintreffen sollte. Um uns herum hasteten Menschen, beladen mit prall gefüllten Koffern und Taschen, den Bahnsteig entlang. Die auffällig langsam durch die drängenden Massen schlendernden Männer, die immer wieder verstohlene Blicke auf unsere bunt zusammengewürfelte Gruppe warfen, ignorierten wir.

Es war Mitte Oktober 1989, ein sonniger, warmer Frühherbsttag, doch mir kam alles düster und trist vor. Rosi, meine beste Freundin, mit der ich so vieles erlebt hatte, die mit mir durch Dick und Dünn gegangen war, reiste heute in den Westen aus. Sie hatte sich zu diesem Schritt nicht aus politischen Gründen entschieden. Nein, sie wollte ganz einfach in der Nähe ihrer Tochter und ihres kleinen Enkelsohnes sein, die seit einem Jahr im Süden der Bundesrepublik wohnten. Die Ausreisegenehmigung hatte sie verhältnismäßig schnell und, wie es üblich war, plötzlich bekommen. Innerhalb einer Woche habe sie die DDR zu verlassen, hieß es in dem Schreiben. Und nun standen wir hier und sahen dem Zug hinterher, der langsam die Bahnhofshalle verließ. Ich wusste, dass wir uns wahrscheinlich nie mehr wiedersehen würden, doch vorstellen konnte ich es mir trotzdem nicht. Mit gesenktem Kopf, nicht mehr in der Lage, meine Tränen zurückzuhalten, trottete ich nach Hause. Fast alles hatten wir in den letzten Jahren gemeinsam unternommen, Familienfeiern mit unseren Kindern, Ausflüge an den Wochenenden ... all das würde es jetzt nicht mehr geben. Wie oft hatten wir in Rosis Wohnzimmer gegessen und über Gott und die Welt diskutiert.

Die Wochen vergingen. Sie waren geprägt von den Montagsdemos, die immer mächtiger anschwellen, den Friedensgebeten in der Nikolaikirche und der immer gegenwärtigen Angst, dass die ganze Situation eskalieren könnte. Von vielen Parteimitgliedern an der Uni hörte ich, dass sie ihr Parteibuch abgegeben hätten.

Heimlich las und unterschrieb ich den Aufruf des „Neuen Forums“, den jemand in meinen Briefkasten gesteckt hatte. Ich identifizierte mich mit den meisten Forderungen. Auch ich fand, dass wir eine wirkliche Meinungsfreiheit brauchen und dass eine Veränderung unserer Gesellschaft längst überfällig sei, doch an eine Wiedervereinigung unseres Landes dachte ich in keiner Weise. Ich stellte mir eine wirklich demokratische Republik vor, die dieses Attribut nicht nur in ihrem offiziellen Namen führte, ohne Reiseeinschränkungen und mit der Möglichkeit, frei meine Gedanken äußern zu dürfen, ohne Zahlenmanipulationen bei den Wahlen oder in den Statistiken der Volkseigenen Betriebe.

Endlich traf ein Brief von Rosi ein, sie lebte vorübergehend bei ihrer Tochter in einem kleinen Dorf in Franken.

Dann kam der 9. November. Ich war zeitig ins Bett gegangen, weil ich am nächsten Tag zu einer prophylaktischen Kur fahren wollte. So erfuhr ich erst am 10. November, als ich früh das Radio anstellte, was in dieser Nacht geschehen war. Fassungslos hörte ich mir die Nachrichten an, schaltete schnell den Fernseher ein, glauben konnte ich es trotzdem nicht. Ich sah die Menschenmassen, die nach Westberlin strömten. Meine Zweifel blieben. War das alles vielleicht nur eine Finte? Mein Kurort befand sich in der Nähe von Berlin, in dem Zug, mit dem ich fahren wollte, gab es kaum noch einen Sitzplatz. So viele optimistische und freudig erregte Menschen hatte ich lange nicht mehr gesehen. Wo kommen die denn eigentlich alle her?, schoss es mir durch den Kopf. Müssen sie nicht arbeiten? Langsam schwanden nun auch meine Zweifel. Wir konnten tatsächlich in die Bundesrepublik reisen. Meine Gefühle und Überlegungen schlugen Purzelbäume. Dann würde ich Rosi also besuchen können, oder vielleicht zog sie auch wieder zurück nach Leipzig – alles war möglich. An diesem Tag war die Freude, meine Freundin wiedersehen zu dürfen, das Wichtigste. Die ganze Bedeutung dieses Ereignisses für mein weiteres Leben wurde mir erst später bewusst. Bekannte, die noch vor ein paar Monaten den Sozialismus priesen und jeden schief ansahen, der Kritik äußerte, brachen ihre Zelte ab und gingen mit Sack und Pack in den vorher so verpönten Westen. Kollegen, denen ich es nie zugetraut hätte, stellten sich als inoffizielle Mitarbeiter der Stasi heraus. Ja, unser Leben stand in der ersten Zeit Kopf, Vieles und Viele blieben auf der Strecke. Meine Generation musste lernen, dass nicht alles für uns reglementiert und vorgegeben war, sei es die Wahl der Krankenversicherung, der Banken oder der Schulen für unsere Kinder.

Meine erste Reise in die neue Welt führte mich natürlich nach Würzburg, wo meine Freundin inzwischen eine kleine Wohnung gefunden hatte. Wir standen auf der steinernen Alten Mainbrücke mit ihren zwölf Heiligen, sahen den Strom unter uns gemächlich dahinfließen und konnten es alle beide nicht fassen, dass nicht nur wir wieder vereint waren, sondern unser ganzes Land.

Mittlerweile sind mehr als dreißig Jahre vergangen, unser Freundeskreis verstreute sich durch die neuen Umstände und Möglichkeiten in alle Winde. Von



den meisten höre ich nur noch gelegentlich etwas, unsere Lebenswege und –ansichten haben sich teilweise weit auseinanderbewegt, doch Rosi und ich treffen uns immer noch, dann sitzen wir, so wie früher, zusammen, lachen, lassen uns den Wein schmecken und erinnern uns an alte Zeiten.

*Sigrid Köhler*

## **Freuden des Westens – Sehnsucht des Ostens**

Zeitung zu, kaffetasse leeren, geschirr abwaschen, wegräumen. Die stunde naht. Voll erwartung, hochgestimmt. In der tiefgarage bereits andächtige spannung. Endlich, ich schwebe nach oben. Die erste stufe ist erreicht. Um mich die glücklichen gläubigen, denen das feierliche fest ihrer erfüllten erwartungen ins gesicht geschrieben steht. Ich schlendere durch die heiligen hallen des tempels der erfüllbaren wünsche. All die sehnsüchte, die ausgesprochenen und vor allem die unausgesprochenen, erfüllen die luft wie eine geheimnisvolle kraft. Sie ist es, die uns immer wieder an diesen ort zieht, uns festhält und uns in wohliger willenlosigkeit an den schaufenstern entlang führt wie an den seitenaltären einer großen kathedrale. Nur schauen, sich vorstellen all das erwerben zu können, teilzuhaben am irdischen glück ohne beichte, ohne reue, einfach nur kaufen, erwerben, ohne lästige gebote und verbote beachten zu müssen, sich verbiegen, verbeugen zu müssen. Welch ein glück, welch höchstes glück. Schon der gedanke, die vorstellung bietet die befriedigung der heimlichsten sehnsucht. Kaufen? Nein, SHOPPEN: Das ist es! So tun, als ob, und damit bereits des glücks teilhaftig werden. Ich schwebe abwärts. Die tiefgarage entlässt mich aus ihrem schlund zufrieden wie einen frommen, der nach dem sündenbekenntnis seine sühnegebete gesprochen hat und wieder eins ist mit seinem gott.

*Jürgen Bauer*

## **Die Begegnung**

Da ist er wieder! Der sandfarbene Strohhut mit hellbraunem Band über der Krempe, hinten zu einer Schleife gebunden, wogt in einem Meer aus sommerlich bunten Hemden, Kleidern und T-Shirts. Er verschwindet im Gedränge und taucht erneut auf, als seine Trägerin zwei leere Plastikflaschen aus einem Papierkorb angelt.

Das fahle Gesicht unter dem Hut, teilnahmslos am Geschehen ringsherum, sieht Elfi zum Verwechselln ähnlich. Schlabbrig umflattert ein khakifarbenes Baumwollkleid den sehr dünnen Körper der Frau. Der Shopper, in dem sie die

Flaschen verschwinden lässt, wirkt wuchtig auf den zarten Schultern. Irene beschließt für sich, dass diese Frau unmöglich Elfi sein kann, das Mädchen aus der A, ihrer Parallelklasse, mit dem sie damals bei jeder Deutsch-Olympiade um den ersten Platz gerungen hatte. Beide verfügten sie über diese gewisse Hingabe beim Vortragen ihrer Gedichte oder Geschichten, sodass der Ausgang immer spannend blieb!

Natürlich wäre diese Frau nicht mehr jene Elfi in engen Bluejeans aus dem Westen, in denen ein knackiger Po steckte, den die langen blonden Haare bei jeder Kopfbewegung streichelten. Elfi war ein Hingucker für jedermann. Sie war beliebt, auch wenn sie sich von sämtlichen Gruppenveranstaltungen ausschloss.

Dennoch gab es einige, die kein gutes Haar an ihr ließen, nachdem sich ihre gesamte Familie bei Nacht und Nebel in den Westen abgesetzt hatte. Das „Abgehauen“ der Gruppenratsvorsitzenden klang verächtlich. „Erst lernen und studieren die Leute hier auf Staatskosten, um dann beim Kapitalisten das große Geld zu verdienen.“ Manche schwiegen einfach nur.

Irene vermisste Elfi als Rivalin. Die Wettkämpfe waren nie mehr so aufregend.

Von ihrem Platz im Schatten des Ahornbaums hat Irene alles im Blick: Reihe an Reihe stehende Autos auf dem Parkplatz zur linken Hand. Rechts kleine Kinder, in leichte Höschen gekleidet, die fröhlich quietschend zwischen den Wasserspielen hin und her hüpfen und sich berieseln lassen. Geradeaus strömen hell- und dunkelhäutige Einheimische, Migranten und Touristen durch die Drehtür der Kaufhalle. Irene genießt dieses friedliche Bild und ist ganz verliebt in die Klänge der vielen Sprachen und Dialekte.

Hell gestrichene Wohnblocks und Hochhäuser mit bunt gemusterten Markisen und Sonnenschirmen auf den Balkonen geben dem Bild einen würdigen Rahmen. Blumenkästen mit Geranien in Rot, Weiß und Pink, stehend und hängend, Petunien in satten Farben, Blüten über Blüten künden von Lebensfreude. Das war nicht immer so. Noch drei Jahre zuvor wurde Irene mit jedem Besuch hier in „ihrem“ Viertel, in dem sie aufgewachsen war, das Herz schwerer. Aus grauen, verwitterten Fassaden hatten schwarze, gardinenlose Fenster sie angestarrt. Graffitis waren die einzigen Farbtupfer.

Nichts erinnerte mehr an das neue Plattenbauviertel, in dem Irene und ihre Eltern ein Zuhause gefunden hatten, als sie gerade zwölf Jahre alt war. Ein eigenes Zimmer mit hellen Möbeln für Irene, das Bad mit Wanne, Dusche und stets warmem Wasser. Die Fernheizung wärmte die Räume im Winter, sodass sie nie mehr Eisblumen von den Fensterscheiben forthauchen musste, wie sie es von der alten Wohnung in der Innenstadt kannte. Dort war der Putz von den Häuserwänden gebröckelt, die Toilette befand sich eine halbe Etage tiefer im Treppenhaus und täglich mussten Kohlen aus dem Keller hochgeschleppt werden. Der Wind piff in die kalte Stube, weil der Kitt aus den Fensterrahmen fiel. Irene überkam stets eine Gänsehaut, wenn sie in der Dämmerung im In-

nenhof die langen Schwänze der Ratten hinter den Mülltonnen verschwinden sah. Dort wurde nichts erneuert. Dafür entstanden an den Stadträndern immer mehr große Wohnviertel.

Die neue Wohnung war Irenes Mutter zugeteilt worden, weil sie die Leitung der Verkaufshalle übernommen hatte. Von ihrem Fenster im fünften Stock konnte sie zuschauen, wie ein Wohnblock nach dem anderen das Viertel wachsen ließ, Straßen fertiggestellt, Rasenflächen angelegt und Bäume gepflanzt wurden. Wenn sie ihrem Vati von oben nachwinkte, wusste sie, dass er zu einer seiner Baustellen fuhr, um Wohnraum für die vielen jungen Familien zu schaffen. Schließlich sollten andere auch so ein schönes Heim haben.

In ihrem Neubauviertel war alles vorhanden: Kindergärten, Schulen, eine Poliklinik, die riesige Verkaufshalle und selbst ein Friseursalon fehlte nicht. So richtig war ihr Glück komplett, als sie im Schrebergarten Einzug hielten, kaum zehn Minuten Fußweg von zu Hause entfernt. Sie waren nicht mehr auf das spärliche Angebot von verschiedenen Kohlsorten, Äpfeln und Kartoffeln in der Kaufhalle angewiesen. Irene naschte Johannes- und Stachelbeeren vom Strauch, zog sich Radieschen und Möhren frisch aus der Erde und hatte Spaß daran, Gemüse- und Blumenpflanzen selbst aufzuziehen. Im Winter waren sie mit Obst und Gemüse bestens versorgt, weil die Mutter in großen Mengen einweckte. Von der köstlichen Erdbeermarmelade konnte Irene gar nicht genug bekommen.

An den Wochenenden kamen oft Freunde und Verwandte zum Grillen und Plaudern in den Garten. Das hielt Irene nicht davon ab, ihren Lieblingsplatz, die Schaukel, aufzusuchen. Im Vorwärtsflug glaubte sie, mit den Fußspitzen die Wolken zu berühren, die je nach Beschaffenheit Eisberge, Seen oder gar Tiere und Märchenwesen sein konnten. Manchmal träumte sie sich weit fort in ferne Länder, von denen der Vater erzählte, wenn sie im Atlas blätterten. Irene würde sie wohl nie kennenlernen. Nur heimlich regte sich in ihr eine leise Hoffnung.

Spät am Abend, wenn die Stimmen der Erwachsenen nur noch gedämpft herüberklangen, stieg sie von ihrer Wolkenschaukel und schlich sich näher an den Tisch. Das lustige Lachen war verklungen, Grillfleisch, Würste und Kartoffelsalat verzehrt und so manches Glas Wein, Wodka oder Likör geleert.

Jetzt bekam Irene zu hören, was nicht für fremde Ohren bestimmt war. Der korrekte, zurückhaltende Vater war aufgebracht, weil schon wieder Materialien nicht lieferbar oder geklaut worden waren, sodass sie auf der Baustelle nicht weiterarbeiten konnten. Die Mutter bemäkelte, dass immer mehr Kunden unzufrieden wurden, weil sie Bettlaken brauchten oder gern einmal Rouladen oder frisches Obst essen würden. Onkel Willi fluchte nach jedem weiteren Glas Wodka lauter über die Starrköpfigkeit der alten Herren in der Regierung, sodass die anderen Mühe hatten, ihn zu beruhigen.

Irgendwann kam Tante Agnes allein und mit verweinten Augen, weil sie Onkel Willi „abgeholt“ hatten.

Die Mutter hatte schnell gemerkt, dass Irene nichts weitergab von den Gesprächen in der Laube, und warf ihr bald nicht mehr die strengen und mahnenden Blicke zu.

Irene bedauerte es sehr, dass die Eltern den Garten nach der Wende aus gesundheitlichen Gründen abgeben mussten. Nur gut, dass man die Erinnerungen nicht abzuliefern brauchte.

Sie hatte sich mit ihrem Walter den Wunsch vom Eigenheim mit Garten, einer Schaukel für die Kinder und einem kleinen eigenen Blumenladen erfüllt. Und natürlich den vom Reisen.

So wie Irene hatten viele Bewohner das Viertel verlassen, das mehr und mehr verwaiste.

Doch vor drei Jahren begann ein Investor alles zu erneuern. Seither kommt sie jede Woche einmal her. Leider trifft sie nur selten ehemalige Nachbarn.

Der Strohhut ist wieder aufgetaucht. Die Frau, die Elfi so ähnelt, zieht leere Bierflaschen aus einem Papierkorb in unmittelbarer Nähe. Drei Männer in schwarzen Kapuzenpullis, Springerstiefeln und mit dunklen Sonnenbrillen nähern sich der Frau und kreisen sie ein.

Irene wird unruhig. Sie steht auf und geht ein paar Schritte vor, um besser hören zu können.

Den Stämmigen mit dem kahl rasierten Schädel hat sie erst letzte Woche bei einer Demo in der ersten Reihe marschieren sehen. Er ist jetzt der Wortführer: „Findest du nicht, dass du als Deutsche mehr Rente haben solltest, damit du keine Flaschen sammeln musst? Schau dich um, hier laufen viel zu viele Ausländer rum, die Geld fürs Nichtstun kriegen. Das muss man doch ändern, findest du nicht?“

Irene hält nichts mehr. Schnurstracks eilt sie auf die Gruppe zu und packt die Frau am Arm:

„Bist du nicht die Elfi, die mit mir hier zusammen in die Schule gegangen ist? Du musst mich doch kennen!“

Unsicher schaut die Frau sie an. Dann ein Leuchten in den Augen und Irene weiß, dass sie es ist.

„Klar, du bist die Irene aus der B.“ Sie lachen und fallen sich um den Hals.

Neben ihnen ist ein Räuspern zu hören, dann die Stimme des Glatzkopfes:

„Eh, was ist das denn jetzt?“

Irene schiebt ihre Hand unter Elfis Ellbogen und zieht sie energisch mit sich fort.

„Lass uns aufs Wiedersehen eine Tasse Kaffee trinken gehen. Ich lade dich ein!“

Vor der Drehtür bleibt Elfi stehen.

„Auch wenn ich es nicht gewesen wäre, hätte ich gesagt, dass ich Elfi bin, um den Typen zu entkommen. Sie tauchen schon überall auf und haben mich nicht zum ersten Mal angesprochen.“

„Und ich hätte dich auch zum Kaffee eingeladen, wenn du nicht Elfi gewesen wärst, um dich dort loszuseien.“

Erleichtert lächeln sie sich an.

"Wie lange habe ich schon keine Erdbeertorte mit Sahne mehr gegessen!"

Elfi lässt jeden Bissen langsam auf der Zunge zergehen.

Geduldig schaut Irene zu, bis sie fertig ist und ihre Geschichte erzählt.

*Ingelore Müller*

## **Gottes Macht - unsere Hoffnung**

So lautete das Leitwort des Katholikentreffens 1987 in Dresden, zwei Jahre vor dem Mauerfall. Es durfte nicht Katholikentag genannt werden, denn so nannten sich die kirchlichen Treffen in Westdeutschland. Es musste bei uns in der DDR als Wallfahrt getarnt sein. Es kamen unerwartet hunderttausend Christen nach Dresden! Auch ich war dabei.

Wie es in der DDR so üblich war, musste ich auf meinem vorher einzureichenden Urlaubsschein den Urlaubsort mit genauer Adresse, das Ziel meiner Reise, benennen. Ich gab an: „Berlin; Besuch meiner Eltern.“ Ich blieb aber nur einen Tag bei ihnen. Zufälligerweise wurde ich im Außenbereich der Markthalle an der Karl-Liebknecht-Straße wegen meiner auffallend gesunden Zähne befragt, wie ich meine Zähne pflege, und dabei gefilmt. Sehr überrascht durch den Reporter gab ich die knappe Antwort: „Nur mit Salzwasser.“ Tatsächlich kam dieser Beitrag ganz kurz im DDR-Fernsehen, wie mir später berichtet worden war, und das gab mir damals ein stichfestes Alibi.

In Dresden angekommen, war ich total überrascht von der unbegreiflichen Menge von katholischen Leuten. Auf Rügen fühlte ich mich doch zu einer absoluten Minderheit zu gehören. Dazu möchte ich aber bemerken, dass diese Minderheit stark im Glauben und im Zusammenhalt war.

Da ich als Lehrerin und Erzieherin arbeitete, musste ich möglichst unerkannt bleiben. Damals ging ich immer nur heimlich zur Kirche nach Bergen, Saßnitz, Stralsund und sonst irgendwohin. Durch unseren Pfarrer wurde mir geraten, an Wallfahrten, die regelmäßig stattfanden, lieber nicht teilzunehmen, da bei derlei Anlässen gewöhnlich Stasileute anwesend waren. Ich wollte meinen Beruf nicht verlieren.

Das Dresdener Katholikentreffen war so etwas Grandioses, Einmaliges in der Zeit vor der Wende, in der Zeit unseres Hoffens auf Gottes Macht. Ich sehe noch heute das große Transparent über der Tribüne auf der Festwiese im weiträumigen Dresdener Stadtpark prangen mit der Losung: GOTTES MACHT - UNSERE HOFFNUNG. Hunderttausend Menschen hofften wie ich auf Glaubensfreiheit und Gleichberechtigung für Christen in der DDR an Schulen, Universitäten und im Beruf.

Inzwischen hatte ich einen Enkel bekommen. Ich betete mit ihm an jedem Abend und er sprach schon langsam mit. Eines Tages sagte meine Tochter: „Mama, im Kindergarten werden sie es bald wissen, dass du den Kleinen christlich erziehst. Das kannst du nicht machen, es kann dich deinen Beruf kosten.“ Ich geriet in große Gewissenskonflikte, doch ich wollte nicht noch einmal wie bei meinen Kindern den Fehler machen und Gotteswort aus dem Sprachgebrauch streichen, was einst auf Wunsch meines atheistischen Mannes, aus Liebe zu ihm, geschehen war. Jetzt aber kam es mir vor, als lieferte ich mich freiwillig aufs Schafott. Doch ich war fest entschlossen, Gott nicht mehr wie ein Judas zu verleugnen. Deshalb weinte ich damals in Dresden, als ich diese für mich so treffende Losung las: GOTTES MACHT - UNSERE HOFFNUNG. Und nur zwei Jahre später trat das ein, wofür wir Christen gebetet hatten, worauf wir gehofft hatten.

Ich werde nie vergessen, wie ich mit Tausenden von Christen auf dem Dresdener Hauptbahnhof zur Heimreise bereit stand. Gleis an Gleis, voll besetzt mit Menschen, begann plötzlich ein Gesang, der die Bahnhofshalle erbeben ließ und alle erfasste. Der größte Chor, den ich jemals in meinem Leben gehört und gesehen habe und zu dem ich in diesem Moment gehörte. Und das Lied ist mir für alle Ewigkeit eine Erinnerung an alles, was ich durchgemacht habe. Es begann mit den Zeilen:

*Nehmt Abschied Brüder  
Ungewiss ist alle Wiederkehr.  
Die Zukunft liegt in Finsternis  
Und macht das Herz so schwer.*

Mit der Kraft, die mir dieser Tag gab, besiegte ich die Angst, entdeckt zu werden.

1988 beantragte ich den Austritt aus der SED und geriet dadurch ein Vierteljahr in ein fast tägliches Verhör von Parteileitungsmitgliedern meines Betriebes und SED-Kreisleitungsmitgliedern. Ich wurde durch diese sich immer wiederholenden, sinnlosen Fragereien und Zurechtweisungen schlaflos, bekam Angina pectoris und sollte ins Krankenhaus Bergen eingewiesen werden. Ich lehnte ab und bemühte mich in ein katholisches Krankenhaus zu kommen, damit ich weiteren Repressalien durch die Partei entginge, die ihren Kreissitz in Bergen hatte. Erst im Herbst 1989 bekam ich einen Platz im katholischen St. Joseph Krankenhaus in Berlin. Während meines Aufenthalts begannen die Montagsdemonstrationen mit den Lichterketten, die die Kraft und Macht Gottes auf die Menschen zu übertragen schienen und ihre Herzen wie nie zuvor entflammt. Am Fernsehschirm im Krankenhaus verfolgte ich das weitere Geschehen, und eines Tages hörte ich, dass das Brandenburger Tor um 15 Uhr geöffnet werden würde.

Ich war noch nicht wieder voll genesen. Es war am Freitag, dem 22. Dezember 1989. Die Ärzte hatten bereits die Station verlassen. Ich brannte vor Spannung, verließ heimlich das Krankenhaus und fuhr mit der S-Bahn zum Brandenburger Tor. Ich reihte mich in die Menschenmenge der Wartenden ganz vorne am Absperrzaun ein, etwa 50 Meter vor der Trennlinie von Ost- und Westberlin. Es wurde 15 Uhr und nichts tat sich. Keiner der Grenzbewacher rührte sich. Die Menschen wurden ungeduldig, plötzlich: Eine Flutwelle von Menschen drückte hinter mir entschlossen vorwärts gegen die Absperrung. Ohne Mühe, ohne Radau legte sich der Zaun sanft wie ein Teppich unter unsere Füße. Die Berliner und die, die sich wie ich zufällig in Berlin aufhielten, liefen durch unseren großen Triumphbogen, als wäre da nie eine Grenze gewesen.

Wir alle waren von einem ungeheuren Freudentaumel ergriffen. Nur der eine Gedanke war präsent: Jetzt ist es vorbei mit Denen, jetzt müssen sie mich in Ruhe lassen, können mir nichts mehr antun. Mein Enkel wird ab heute frei denken können und tun, was er für richtig hält. Ich hätte ihn in diesem Moment küssen und umarmen wollen, meinen Enkel, der gerade im November 1989 vier Jahre alt geworden war.

Wir hatten Kopf und Kragen riskiert, wir, die diskriminiert, die beschimpft wurden als Reaktionäre, als Opium des Volkes und noch Vieles mehr. Wir hatten gewusst, wofür wir es taten; für Freiheit und Gerechtigkeit, für uns und unsere so sehr geliebten Kinder, damit es sich lohnt zu leben.

*Regina Kielpinski-Margenfeld*

## Summa Summarum

Nach dreißig Jahren aus dem, was war, Schlüsse zu ziehen, ist ein schwieriges Unterfangen. Wie Kulissen eines Theaterstückes schieben sich die Ereignisse der verflochtenen Zeit zwischen das Damals und das Heute. Diese Bilder verstellen den Blick. Nichts ist ja dümmere und niederträchtiger, als mit den Farben des Heute ein Bild des Vorgestern zu malen. Das ist diese rückwärtsgewandte Prophetie, die heute weiß, was gestern hätte geschehen müssen, und daraus ihre Urteile bildet.

Seit Mitte des Jahres 1989 hörten, lasen und sahen wir, wie Menschen aus dem Staat, der sich Deutsche Demokratische Republik nannte, in Scharen über die geöffnete Grenze zwischen Ungarn und Österreich nach Westen flohen, wie Eltern ihre Kinder über den spitzen Eisenzaun der westdeutschen Botschaft in Prag hoben, um so den Weg in die Freiheit zu erzwingen. Wir sahen die Zigtausenden, die in Leipzig, Dresden, Plauen und in Dutzenden anderen Städten in großen Demonstrationen ihren Wunsch nach Veränderung zum Ausdruck brachten.

Und dann fiel das unbedachte Wort!

Der „antifaschistische Schutzwall“ zerfiel, als wäre er nicht aus Beton und Stacheldraht, aus Minen und Selbstschussanlagen, sondern aus Sand und Stroh.

Was war da geschehen, wie war es dazu gekommen?

Um auf diese Fragen eine Antwort zu finden, reiste ich im März 1990 in die DDR. Es war eine kurze Reise. Sieben Tage, sieben Stationen! Viel zu kurz, um mir ein gründliches Bild zu machen, aber doch genug, um einen Eindruck zu gewinnen. Nur mit wenigen Menschen konnte ich sprechen und immer waren es die Leute auf der Straße, zufällige Begegnungen, niemals irgendwelche „Aktivisten“ oder „führende Köpfe“. Aber jedes Mal war ein Gefühl der Erleichterung und der großen Freude zu spüren. Freude, dass es gelungen war, die politische Kaste ohne Blutvergießen in die Knie zu zwingen.

Welch ein Sieg, welche Befreiung!

Mit Freudentränen wurden die Bürger der DDR in der BRD empfangen. Ein Freudentaumel erfüllte das Land im Westen wie im Osten, hatte doch niemand die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten für möglich gehalten oder gar erwartet.

Das Ende der Spaltung Deutschlands bedeutete auch das Ende der Spaltung Europas. Die Verwirklichung eines Traumes rückte näher. Wenn schon nicht von heute auf morgen „blühende Landschaften“ entstehen würden, so schienen doch Frieden und Freiheit in Europa möglich.

Natürlich gab es auch die, denen die Freude der Deutschen gegen den Strich ging. Die mit Leidensmiene oder hämischem Lächeln den Deutschen dieses Glück in ihrer nicht gerade mit Glück gesegneten Geschichte zu verleiden trachteten. Vor der Auferstehung des deutschen Nationalismus wurde eindringlich gewarnt. Die Entstehung des „Vierten Reiches“ als Schreckgespenst an die Wand gemalt. Auschwitz musste als Argument herhalten, um den Deutschen zu verbieten,



einen gemeinsamen Staat auch nur zu denken. Die gesamte Linke sah ihre Felle davonschwimmen und reagierte in Presse, Rundfunk und Fernsehen mit Ablehnung und Verweigerung.

Die allgemeine Euphorie überrollte sie wie eine Flutwelle. Euphorie aber ist laut Lenin ein Platzregen, der alles davonschwemmt und eine Schlammwüste zurücklässt. Und da dieser Euphorie, die durch unhaltbare, unrealistische Versprechungen noch befeuert wurde, kein Plan, kein klarer Weg, wie es weiter gehen könnte, zu Grunde lag, kam, was kommen musste: Dem Freudentaumel folgte die Ernüchterung, der Ernüchterung der Katzenjammer.

Angst, Unsicherheit und Niedergeschlagenheit machten sich bereits ein halbes Jahr nach dem Verschwinden der innerdeutschen Grenze breit. Sollte also alles umsonst gewesen sein?

Deutschland wohin?

Auferstanden aus Ruinen,  
Einigkeit und Recht und Freiheit,  
Deutschland, einig Vaterland ... .. nur ein Traum?

*Jürgen Bauer*

## Hoffnung

Geteilter Himmel und geteilte Erde,  
die Mauer fest, die Grenzen streng bewacht.  
Da war der Traum, dass Deutschland einig werde,  
der viele Menschen um den Schlaf gebracht.

Der Funke Hoffnung zündete ein Feuer,  
der Ruf nach Freiheit hallte weit durchs Land.  
Verdammt ward Diktatur als Ungeheuer,  
das viel zu lange seine Opfer fand.

Das Volk erhob sich, laut zu protestieren,  
es spürte, nur gemeinsam macht es Sinn.  
Die Zeit war reif, um Macht zu demonstrieren,  
es roch nach Abrechnung und Neubeginn.

Geteilter Himmel und geteilte Erde  
sind seit dem Mauerfall Vergangenheit.  
Der Traum, dass Deutschland wieder einig werde,  
seit mehr als drei Jahrzehnten Wirklichkeit.

*Ingelore Müller*

**Wende**  
Neues Lernen  
Überleben wird Kampf  
viele Menschen – keine Chance  
Hoffnung?

*Vera Rusch*

## **Illusion**

Eine gespenstische Ruhe herrscht im Funkmessbunker. Es ist alles zusammengebrochen. Kein Strom, kein Wasser, und auch die Luft wird knapp. Das blaue Licht der Batterie-Notbeleuchtung erhellt nur dürftig und schemenhaft die Räume. Der Signalturm existiert nicht mehr und die Funkmessantennen sind hinweggefegt. Die Soldaten wissen das nur noch nicht, ahnen es aber.

Der Obermaat, im Führungspunkt sitzend, blickt mit übermüdeten Augen in die Runde. Im Funkmessraum schlafen zwei Gasten, der Funker in der kleinen Kammer döst so vor sich hin und die zwei Kojen im Vorraum sind mit Schlafenden belegt. Der Obermaat erhebt sich, weckt einen der beiden auf der Koje Liegenden: „Stabsmatrose, wir müssen wohl.“

Dieser erhebt sich mühsam, sagt kein Wort und sucht nach seiner Ausrüstung. „Nur MPI und Schutzmaske.“ Der Obermaat entriegelt die nach außen führende Panzertür. Beide haben ihre Waffe entsichert, nach vorne gerichtet und den Finger am Abzug. „Schutzmaske auf!“, befiehlt der Obermaat. Mehr gibt es nicht zu sagen. Dunkelheit empfängt sie. Beide gehen einige Schritte. Dann ein greller Lichtblitz. Kurzzeitig wird die Szenerie erleuchtet. Reste des B-Turmes, der Funkmessantennen und des Unterkunftsgebäudes werden für Bruchteile einer Sekunde sichtbar. Alles fliegt durch die Gegend. Verbrennt im atomaren Inferno. Und der Himmel leuchtet glutrot.

So hätte es sein können. Zwei der größten Militärblöcke standen sich gegenüber: NATO und Warschauer Pakt. Vielleicht haben das atomare Patt und die nicht weiter entwickelten Abwehrsysteme Schlimmeres verhindert. Anlässe hat es jedoch genügend gegeben. Koreakrieg, Vietnamkrieg, Berlin-Krise, Kubakrise, CSSR-Krise.

Es ist bekanntlich alles anders gekommen und diesen Funkmessbunker gibt es nicht mehr. Vielleicht haben wir einfach nur Glück gehabt.

Meine Illusion bestand seltsamerweise darin, dass sich die beiden Großmächte, USA und Sowjetunion, verbünden würden, um die Welt zu beherrschen. Doch der Sieger im Kalten Krieg der Weltsysteme sah das anders. Der Verlierer sollte endgültig zu Boden geworfen werden. Und anfangs sah das auch so aus. Der

Illusionist Gorbatschow trat von der Bühne ab, und dessen Nachfolger brachte die Emissäre der anderen Seite ins Land. Das Russenreich des Kommunismus zerfiel und die Völker erreichten endlich ihre Selbstbestimmung. Gut so. Doch der Größenwahn ging weiter. Mündliche Absprachen wurden dementiert oder nicht eingehalten. So rückten sie vor. Angeblich der Bedrohung entgegenzutreten. Und die Krimannexion gab den entsprechenden Anlass. Man kann zu Putin stehen wie man will, dennoch, es ist ihm gelungen Russland wieder zur Größe im Weltgeschehen zu führen. Ob das gut ist? Meine Befürchtung, das Entstehen eines gewaltigen, alles beherrschenden Bündnisses, erfüllte sich nicht. Aber leider haben sich die alten Verhältnisse wieder etabliert. Der Kalte Krieg ist wieder da. Vielleicht war er nie weg. So stehen sie sich gegenüber. Hochgerüstet. Und führen ihre Stellvertreterkriege überall in der Welt. Mehr denn je. Das Geschehen im Funkmessbunker ist wieder ganz nahe. Militärische Einrichtungen dieser Art, moderner und gefährlicher, gibt es überall in der Welt. Ich bin nicht mehr dabei, aber andere, neue Krieger, wollen es richten. Nichts haben sie dazugelernt. Die da oben, die Verblendeten, die für Geld alles machen, und die, die einfach zuschauen, sich angeblich raushalten. Sie spielen immer noch mit dem atomaren Feuer und riskieren unser aller Vernichtung. Und Corona? Wird das sie zur Besinnung bringen? Ich glaube, nein. Sie werden weiter machen wie bisher. Auch die Toten der Pandemie spielen für sie keine Rolle. Vorwärts. Gen Osten, Westen, Norden und Süden.

*Gert-Helmut Schmidt*

## **Komm nach Hause, Mutter!**

Die letzten Strahlen der Sonne wärmten ihre Gesichter, ließen den Wein in den Gläsern wie flüssige Rubine funkeln und die kleine Runde, die sich oberhalb des Weinberges unter dem dreihundertjährigen Maronenbaum versammelt hatte, lange Schatten werfen. Freunde aus der Nachbarschaft und dem Ausland, Sohn und Enkel aus Berlin, die Schwester aus Paris, und sie alle hatten es sich bequem gemacht.

Unterhalb des Weinberges, dessen Reben sich schwer über den dunklen Trauben bogen, ein kleines Häuschen. Davor hatten die Gäste ihre Zelte aufgeschlagen. Das Lagerfeuer, von Ziegelsteinen umfasst, würde bald so weit zu Glut zusammengebrannt sein, dass man Maroni rösten und Fleisch grillen konnte. Alles für ihr Fest, den 65. Geburtstag. Ein Sprachgewirr aus Deutsch, Französisch, Englisch und Ungarisch mischte sich mit fröhlichem Lachen und dem Klingeln der Gläser.

Plötzlich Ruhe, ausgelöst durch eine Frage, die wohl mancher hier sich stellte, aber ihr Sohn sprach sie aus, und sie wurde sofort kreuz und quer in die anderen Sprachen übersetzt. „Mutter, du bist nun seit fünf Jahren hier, hast dei-

nen Weinberg bestellt und dich als Selbstversorgerin bewiesen. Aber in deinem Alter wird's doch mühsam, das Leben hier in der Fremde, in der Wildnis, ohne jeden Komfort. Wann kommst du zurück nach Hause, nach Berlin?"

Sie entgegnete: „Und was soll ich dort wohl tun? Vom Balkon aus auf die Straße schauen? Hier genieße ich den Muskelkater nach dem Umgraben.“

Sie hielt ihr Glas gegen die Sonne und ließ den dunklen Kekfrankos aufleuchten, ehe sie einen kräftigen Schluck nahm. Sie strich sich eine Strähne aus dem Gesicht, die sich aus dem hochgesteckten Haar gelöst hatte. Ihr Blick streifte über Obstbäume, den Garten, das Feld, den Trinkwasserbrunnen. Fast ein Hektar. Und sie schaute auf die gegenüberliegende Hügelkette, auf der sich eine bunte deutschsprachige Selbstversorgergemeinschaft mit kleinen Kindern in selbstgebauten Behausungen niedergelassen hatte, um hier ein neues Leben zu beginnen wie sie.

„Ich bin hier zu Hause. Genau dieses Land, diese verrückte Sprache, diese Menschen hier, die meine Nachbarn sind, und all das, was ich mir in den vergangenen fünf Jahren geschaffen habe, aus eigener Kraft. Dieses kleine Dorf mit seinen einfachen Lehmhäusern, dieses sanfte Tal. Mehr Komfort braucht's nicht. Und überhaupt, was hat das mit meinem Alter zu tun? “

„Wie kannst du dir so sicher sein?“, wollte er nun wissen. „Du bist in deinem Leben mehr als dreißigmal umgezogen, Leipzig, Berlin, Leuna, Frankfurt am Main, Berchtesgaden. Und nun bist du in Ungarn gelandet, in diesem kleinen Dorf, das nicht mal eine Durchgangsstraße besitzt. Und dann noch auf einem Weinberg, in einem Haus ohne fließendes Wasser? Das nennst du Komfort?“ Sie überlegte, ja, die Ortswechsel waren immer verbunden gewesen mit beruflichen Veränderungen, besonders in den Jahren nach 1989.

„Bist du auf der Flucht gewesen?“, wollte ihr ungarischer Weinbergnachbar wissen, ein Mann von knapp 90 Jahren, der hier im Dorf geboren worden war und wohl auch sein Leben hier beenden würde. Der die wechselhafte Geschichte Ungarns kannte. Wenn er das Gras mähte, die wilden Pflaumen oder die Haseln schnitt, sang er mit wunderschöner Stimme alte Lieder, aus denen all seine Liebe zu diesem Land strömte, aber auch eine große Traurigkeit. Oft saß sie auf ihrer Bank und hörte ihm zu. Und obwohl sie kaum verstand, worum es in den Liedern ging, waren sie ihr nicht fremd. Sie verstand sie ganz tief im Inneren.

„Auf der Flucht? Eine gute Frage. Ich zog in den letzten zwanzig Jahren der Arbeit hinterher, wenn der alte Arbeitsplatz in Gefahr war. Ja, und ich floh vor der Arbeitslosigkeit. Aber gleichzeitig genoss ich die Freiheit, immer etwas Neues zu lernen und zu machen, Arbeitsstellen, die ich mir nach dem Zusammenbruch und Verschwinden meiner ehemaligen Heimat, der DDR, nicht vorstellen konnte. Herausforderungen, die mich bis an die äußersten Grenzen meiner selbst brachten. Gestern noch Selbständigkeit mit der Konsequenz des Scheiterns, morgen mittlere Führungsebene in einem westdeutschen Unternehmen mit einem Burnout, übermorgen wieder Selbständigkeit.“

Ihr Sohn bohrte weiter: „Mutter, das war gestern. Aber was ist mit deiner Heimat, deinem Heimatland?“

„Meinst du Heimweh, Sven? Nein, hatte ich nie. Warum auch. Für den Ort, den ich mir jeweils gewählt hatte, schlug mein Herz. Und wenn es an der Zeit war, zog ich weiter. Es war immer spannend, was ich erlebte, schnell hatte ich Freunde gewonnen, und die Arbeit ließ mir auch keine Zeit dafür. Und so flog mein Leben dahin. Du hattest doch auch dein Leben, oder? Und Mathias? Ja, nach 30 gemeinsamen Jahren war es Zeit, loszulassen. Wir hatten uns beide geändert. Nun sind wir gute Freunde, aber jeder lebt sein eigenes Leben.“

„Aber diese ungarische Sprache?“, fragte ein Anderer.

„Sie ist eine Herausforderung. Ja. Aber nach drei Kursen an der Volkshochschule hatte ich zumindest die Grundlagen. Die Sprache selbst lerne ich jetzt hier mit den Menschen.“

Ihre Freundin aus Berlin schaute skeptisch: „Naja, das klingt ja alles sehr romantisch. Aber das Alter. Und wenn man dann krank wird, in einem fremden Land. Du bist 65, meine Liebe.“ Marianne lächelte ihre Freundin an. „Angelika, schau dir Ferry an. Was heißt schon alt? Hier im eigenen Haus mit Garten und Weinberg, Feld und Obstbäumen kann ich mir ein angenehmes Leben gestalten. Die Arbeit hält mich jung. Ich fühle mich wohl und reich. In Deutschland gälte ich mit meiner Rente als arm und würde schneller altern. Wie absurd.“ Ein Blick hinunter zum Feuer und ihr knurrender Magen holten sie wieder zurück aus ihren Gedanken.

„Lasst uns ans Feuer gehen, Zeit zum Essen.“

Jeder der Gäste hatte zuletzt seinen Gedanken nachgegangen, nun nahmen sie Gläser und Flaschen und gingen durch die Reihen des Weinberges hinunter. Mangalazasteak, deutscher Kartoffelsalat, ungarisches eingesäuertes Gemüse, ausgebackene Pilze und Zucchini, Honigmelonen vom Feld. Und dazu herrlich duftendes frisches ungarisches Weißbrot. Alle langten mit Appetit zu. Und bald verwoben sich wieder die Sprachen, die Stimmen und das Lachen. Ihr Sohn griff zur Gitarre und sang ihr ein Ständchen. Ihre Schwester stimmte ein französisches Chanson an und mancher sang mit. Dann erhob sich Ferry, ihr Nachbar, stützte sich auf seinen Stock und bedankte sich für ihre Nachbarschaft.

„Durch dich ist der Weinberg wieder belebt und dein Garten ist ein Paradies geworden, Marianne.“ Sie wurde verlegen und umarmte ihn. Er war ein strenger Gärtner, sie wusste sein Lob zu schätzen. Sie dachte schon, er wolle sich verabschieden, musste er doch bis ins Dorf hinunterlaufen. Doch er wolle nun auch ein Lied singen, erklärte er. Sie übersetzte das ungarische Gespräch den Gästen, dann schwiegen alle. Und in der Dunkelheit, nur angestrahlt vom Feuer, begann er zu singen. Anfangs noch nach dem Ton suchend, etwas zitterig. Doch dann erklang eine große ungarische Melodie, seine wohltönende Stimme reihte Strophe an Strophe, es wechselten getragene und schnelle Passagen und bald hatten alle die musikalische Struktur erfasst und summten

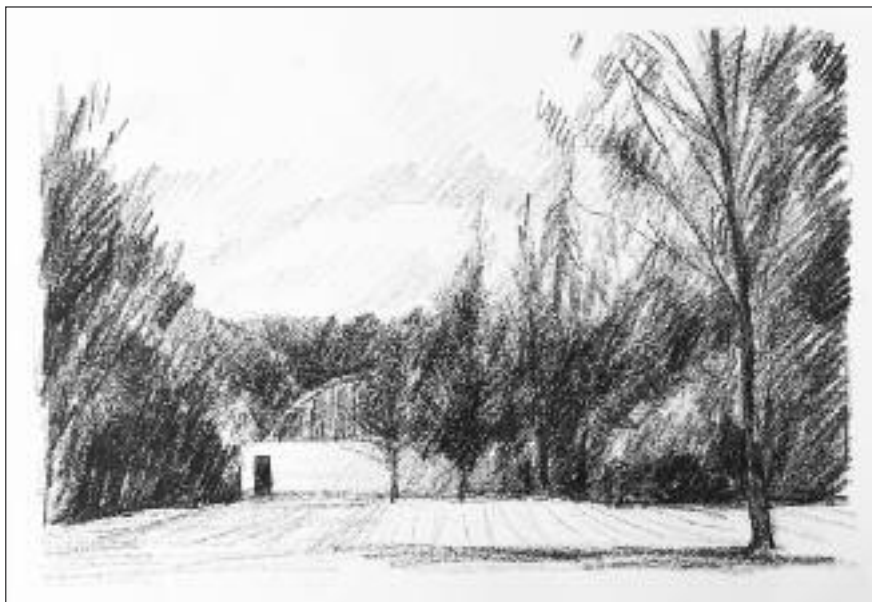
leise mit. Als er endete, war es ganz still. Auch sie war gerührt. Sie applaudierten ihm. Er verabschiedete sich.

Alle dankten ihm mit ihrem Geleit ins Dorf, wo seine Frau auf der Bank vorm Haus saß. Die große Gesellschaft erstaunte sie nur kurz, dann stand sie mit einem Tablett voller Gläser und einer Flasche selbst gebrannten Aprikosenpailinkas vor den Gästen. Auf das Wohl aller mit jedem anstoßend störten ihre vielsprachigen Zuprostonen kurz die dörfliche Nachtruhe. Der Nachtwächter war sofort zur Stelle, lächelte verstehend und legte den Finger an den Mund. „PSSST!“ Auf dem Weg nach oben nahm sie das Gespräch über Heimat und Fremde, die Jugend und das Altern wieder auf. War es ihr doch wichtig, verstanden zu werden. „So ist das hier im Dorf, kann man sich da nicht wohl fühlen? Es spielt keine Rolle, ob ich hier geboren wurde und auch nicht, wie perfekt ich die Sprache beherrsche. Ich denke, je offener jemand auf Neues zugeht, naiv und neugierig wie ein Kind, desto weniger Fremdheit kommt auf. All das hält doch jung, oder?“

Am wärmenden Lagerfeuer leerten sie noch manche Flasche Rotwein und alle stießen mit ihr an auf ihr Zuhause, auf die Jugend und das Altern. Und sie hatte den Eindruck, dass den anderen ihr Lebensgefühl nun weniger fremd war.

*Petra Steuer*

# Auf dass die Wunden heilen



Markus Endler: Knieper West

## **Eine Wand**

### **1991: Ich verliere mein Zuhause. Grund und Boden sind verkauft an neuen Investor aus Lübeck**

Nur eine Wand,  
angelehnt daran,  
um nicht umzufallen,  
keine Kraft mehr um weiterzugehen,  
das Gefühl, in die Knie zu sinken.  
Die Kälte lässt mich erstarren.  
Ausgehungert,  
verletzt,  
haltlos,  
ungeschützt!  
Und keine Kraft mehr zum Stehen.  
Keine Hände, die mich halten.  
Mein Kopf sinkt an die Wand  
und ich sehe den Tag nicht mehr.  
Müde, rote Augen,  
unterdrückte Gefühle,  
die ich nicht zeigen kann.  
Nur schlafen,  
nicht nachdenken  
und kein Weiterdenken.  
So verlassen,  
so einsam.

*Anne Schneider*

## **Mit den Augen des Anderen**

Hatte sich der Himmel jemals in diesem sommerlich frischen Blau präsentiert? Rosenduft, schwer und süß, schleicht durch das offene Fenster herein. Samstagstillle. Das leise Gsumm der Hummeln im Lavendelstrauch wird jäh von einem Schwarm lärmender Spatzen übertönt.

Alberts Hand tastet auf der Schreibtischplatte nach dem Brief. Vorsichtig, als wäre der Inhalt verletzlich, zieht er mit dem Brieföffner eine saubere, sehr gerade Linie durch das Kuvert. Unter hundert anderen hätte er diese steile, selbstbewusste Handschrift erkannt. Sein Herz klopft ein wenig schneller, als er zu lesen beginnt:



Albert,  
wird nun, nach so vielen Jahren des Schweigens, vielleicht alles gut?  
Nein, ich habe Dir nicht gesagt, dass ich bis zuletzt mit mir gerungen hatte, um Deiner Einladung (der wievielten?) in Deine "zweite Heimat", wie Du sie nennst, zu folgen. Es war ein Kampf zwischen Angst, dass bei unserer Auseinandersetzung mit der Vergangenheit das Familienband endgültig zerstückelt würde und meiner Neugier, was im "jenseitigen Deutschland" aus Dir geworden ist.

Deine Töchter Romy und Jenny kannte ich nur von Bildern aus Muttis Briefen, die sie regelmäßig von Dir erhielt. Wie schmerzlich war es für mich, meine Nichten, die Dir so ähnlich und längst erwachsen sind, nicht aufwachsen zu sehen!

Auf den ersten Brief von Dir konnte und wollte ich nicht antworten, nachdem Du ohne ein Wort des Abschieds geflüchtet warst. Jeden weiteren zerriss ich ungeöffnet im Zorn und aus Verletztheit für Deinen Verrat, bis Du das Schreiben schließlich aufgegeben hattest. Deine Rechtfertigungen erschienen mir unerträglich.

Du warst nicht dabei, als unsere Mutter krank und immer zerbrechlicher wurde. Der geliebte Sohn, mit seinen schulischen Bestleistungen ihr ganzer Stolz, hatte sich nämlich klammheimlich aus ihrem Leben gestohlen. Dabei hatte sie Dir jeden Wunsch von den Augen abgelesen, damit Du Dich ausschließlich Deinem Studium widmen und es mit Auszeichnung abschließen konntest.

Du warst nicht dabei, als Vati abgesetzt wurde. Welche Demütigung er ertragen musste, weil er als Direktor nicht mehr "tragbar" war. Schließlich hatte er in der eigenen Familie versagt.

Du warst auch nicht dabei, als mein Traum, Lehrerin zu werden, wie eine Seifenblase zerplatzte. Zwar hatte ich das Abitur in der Tasche, doch wer konnte dafür garantieren, dass die Schwester eines Republikflüchtigen nach dem Studium nicht auch das Weite suchen würde? Zemürbt von den ständigen Beobachtungen und Befragungen igelte ich mich ein, weil ich niemandem traute. Ich fand es egoistisch von Dir, die Familie als Scherbenhaufen zu hinterlassen, während Du Dein Talent dem anderen Deutschland zur Verfügung stelltest. Junge, kluge Menschen wie Du hätten hier vieles anders und besser machen können in diesem verkrusteten System. Damals glaubte ich fest daran, dass wir im glücklicheren Teil Deutschlands lebten.

Du aber hattest schon immer dogmatische Funktionäre kritisiert, genauso die aufdringliche Propaganda und vor allem die Mangelwirtschaft.

Ich hatte Dich, meinen großen Bruder, von klein an bewundert, Deine offene Art und dafür, dass man Dir, im Gegensatz zu mir, nie etwas aufzwingen konnte, weder FDJ-Mitgliedschaft noch Parteibuch. Erinnerst Du Dich an unsere stundenlangen Spaziergänge im Wald oder um den See? Wie Du von Bauwerken schwärmtest, die Du später errichten würdest und die Deine ein-

zigartige Handschrift tragen sollten? Haargenau hattest Du sie mir beschrieben. Du wusstest schon immer genau, was Du wolltest.

Du hast sie wahrhaftig gebaut, Deine Traumhäuser. Deine Mädchen waren mit mir hingefahren und haben sie mir gezeigt. Romy und Jenny, ebenso aufgeschlossen wie Du, hatten mich in ihre Mitte genommen und mir alles erklärt, von der Planung bis zur Eröffnung. Dabei plauderten sie mit mir, als gehörten wir schon immer zusammen, als hätte es die trennende Mauer nie gegeben. Ich war überrascht, was sie alles über mich wussten. Du musst ihnen viel aus unsere Kinder- und Jugendzeit erzählt haben. Das hatte mich echt glücklich gemacht.

Wie stolz sie auf Dich sind. In diesem Moment wurde mir klar, dass Du in der DDR mit ihrer industrialisierten und typisierten Bauweise keine Chance gehabt hättest, so etwas zu schaffen. Du warst nicht bereit, massenhaft Wohnkomplexe schnell und billig für die Werktätigen zu bauen, überall mit gleichen Fassaden, Dächern und Türen, kurzlebig, nicht für die Ewigkeit gedacht.

Auf einmal sah ich es mit anderen, mit Deinen Augen.

An jenem Wochenende war ich so überwältigt von allem, dass ich kaum Worte fand, was bei mir selten vorkommt, wie Du weißt. Erst heute, vierzehn Tage später, schreibe ich Dir, was ich Dir bei meinem Besuch nicht sagen konnte.

Grüß Lisa, die mich so unproblematisch als Familienmitglied aufgenommen hat, und meine beiden Nichten Romy und Jenny. Ihnen gehört mein Herz.

Wir müssen sprechen, Albert.

Auf ein baldiges Wiedersehen  
hofft Marlene

Der melodiose Gesang der Amseln im Garten erweckt Alberts Aufmerksamkeit. Als Kinder hatten Marlene und er die vielen Variationen ihrer Motive bestaunt. Sie hatten Spaß daran gefunden, vertraute und neue Elemente aus dem umfangreichen Repertoire der Vögel herauszuhören und jeder hatte seine Lieblingsmotive.

„Wie viele Gemeinsamkeiten Marlene und ich doch haben“, denkt Albert. „Manche Dinge muss man mit den Augen des Anderen sehen, um zu verstehen.“

Sanft streichen seine Fingerspitzen über den Briefbogen, als würden sie die pfirsichhäutigen Wangen seiner Schwester berühren.

„Alles wird gut. Endlich.“

*Ingelore Müller*

## **Spiel Frieden**

Wir lernen es schon im Sandkasten spielen,  
uns untereinander zu be-kriegen.  
Und verstehen es auch, uns zu be-siegen.

Zu fesseln, im Geiste Gefangener zu sein,  
wie einst in der Geschichte von Abel und Kain.

Ein Panzer, ein Spielgewehr,  
das Rohr auf dich gerichtet,  
doch du weißt, dass es dich noch nicht vernichtet.

Den Verlierer ins Angesicht zu schlagen,  
ihm die Feigheit ins Gesicht zu sagen.

Wir lernen es in der Schule,  
wer sich behauptet, der gewinnt,  
und vergessen dabei, wir sind noch Kind.

Versteckspiel für den Notfall, zu schießen, zu wehren,  
statt den Frieden zu lehren!

Übe deine Pflicht aus,  
mit dem Gewehr in der Hand,  
denn du verteidigst ja dein Vaterland.

Doch schießt du dein Gegenüber nieder,  
so erkennst du in ihm das Antlitz Gottes wieder.

Angewidert vom Blut,  
das die Erde durchtränkt,  
und in dir den Wahnsinn lenkt.

Wirf die Waffe weg,  
schmeiß sie einfach in den Dreck!

Mach endlich die Augen auf,  
geh dagegen an!  
Ich will es hinausschreien, so laut ich kann.

Ohne Waffe ist der Friede Lohn,  
lehre es auch deinen Sohn.

*Anne Schneider*

## Rastlos

Der Zug ist zu meinem täglichen Begleiter geworden.  
Er bringt mich fort aus dem vergessenen Alltag.  
Vergessen!? Nur verdrängt durch einen neuen Alltag.  
Oft spät in der Nacht komm ich heim,  
manchmal fallen mir vor Überanstrengung die Augen zu.  
Die Nacht, die mich heimbegleitet,  
das Straßenlicht, das in meinen Augen schmerzt,  
das leere, ungewisse Gefühl.  
Regen läuft über die schmutzigen Zugfenster  
und ich sehe den Spuren der Tropfen nach.  
Es könnten meine Tränen sein.  
Die Eile hält mich davon ab, sie herauszuweinen.  
Und so schlucke ich den Schmerz herunter.  
Und wenn es Tag wird, programmieren  
meine Gedanken eine Diskette auf Zeit.  
Vorgedachte Gedanken, die mich begleiten.  
Ausgeschaltete Gefühle, nur das Denken ist gefragt.  
Gierig bedacht, vor Videos zu sitzen,  
nehm ich den Inhalt fast nicht mehr wahr.  
Nur in den wenigen Stunden des Zugfahrens  
lass ich Gefühle zu.  
Mit der Gewissheit, arbeitslos zu sein.  
Einer Unsicherheit, die ich auf festen Boden wünschte.  
Und einer Traurigkeit,  
dass mich der geliebte Mensch verließ.  
Mit winzigen, hoffnungsvollen Gedanken  
schau ich von dem Winter in einen Sommer.

*Anne Schneider*

## Flussgedanken – Gedankenfluss / Vom Umgang mit der Kunst

Ein Bild trag ich in mir – von einem Fluss. Schmal ist er und plätschert den flachen Hang hinab, um sich anschließend durch saftig grüne Waldwiesen mit leuchtenden Sumpfdotterblumen, emsig blühenden Gänseblümchen und weißblättrigen Margeriten zu schlängeln. Durch den schmalen Schilfgürtel des rechten Ufers scheinen Wasserlilien. Der alte Kahn schwabbert hin und her, weist Spuren der Vergänglichkeit auf, Moder, und ist wie der Steg nicht mehr zu nutzen. Tief hängende Zweige alter Weidenbäume tauchen ins Wasser und

werden von den Bewegungen der Wellen mitgenommen.

Sooft ich das Flüsschen aufsuche, fällt mir eine Reihe von Erlebnissen ein – hier planschte ich als kleines Kind und machte später meine ersten Schwimmversuche, lernte ich den Grund des Wassers mal als sicheren Sandboden, mal als Morast, in dem ich bis zum Knie versackte, dann wieder von spitzen Steinen bedeckt, kennen. Das einzige Mal im Leben zwickte mich da ein Krebs in den Po und saugte sich ein Blutegel an meiner Wade fest. Osterwasser holte ich von dort, und Fredi gab mir am Uferstrand den ersten Kuss. Die Lehrer wanderten mit uns Kindern an diesen Ort und erklärten die Tier- und Pflanzenwelt fließender Gewässer.

Heut war ich wieder da, lag in meinem Sessel und träumte mich dorthin. Ich vernahm das Rauschen des Wasserlaufs, spürte Winde und Wasserspritzer im Haar und die Sonne auf dem Körper, hörte Vogelgezwitscher und das Schnatzen und Gackern von Enten und Wasserhühnern.

Rusalka und Undine kamen mir in den Sinn, die „schöne junge Lilofee“, die „kleine Meerjungfrau“, die „Lorelei“ und der Fischer, um den „es gescheh'n“ war ... und plötzlich befand ich mich mittendrin, über das Leben nachzudenken. Hat es einen Sinn? Ist es zum Vergnügen da, gibt es vorbestimmte Wege, so wie der Fluss in seinem Bett verlaufen muss - fließen, immer nur fließen, ohne Unterlass, funktionieren, in vorgegebenen Bahnen?

Da schoss mir das Zitat in den Kopf, das berühmte, von einer noch berühmteren Frau, Clara Zetkin, die sich stark für die Frauenrechte eingesetzt hatte: „Wie die Sonne scheinen, wie der Fluss fließen und der Vogel singen muss, so habe ich kämpfen müssen.“ Für den Künstler hat das zu Qualen geführt. Er hatte es zum Motto des Reliefs gemacht, eines Auftrags in der Nähe seiner Stadt für eine Schule, die den Namen „Clara Zetkin“ trug und 1973 eingeweiht worden war. Es befand sich weit sichtbar in einer Ausdehnung von mehr als drei mal sieben Metern an der Giebelwand. Ein ganzes Jahr hatte er unter schwierigen Bedingungen in einer Eisenbieger-Halle daran gearbeitet, denn als Atelier stand ihm, der Not an Räumlichkeiten geschuldet, sonst nur eine ausgediente Leichenhalle zur Verfügung, die nicht ausreichte. In der Wendezeit erhielt die Schule den neuen Namen „Professor-Gustav-Pflugradt“. Sie wurde saniert und erweitert und das Bildwerk, das neben einer sonnigen Flusslandschaft mit Vögeln eine junge Familie und Clara Zetkin darstellte, wurde von den neuen Machthabern, gerade stolz, die „eine Mauer“ beseitigt zu haben, kurzerhand – e i n g e m a u e r t.

Der Künstler wusste von nichts. Eine Mitteilung wurde ihm vorenthalten und damit auch die Chance das Werk abzubauen oder durch Anfertigung eines Abgusses vor dem Nichts zu bewahren. Er erhielt durch Hören-Sagen Kenntnis davon.

„Kultur-Unkultur-Kulturbanausen-Bilderstürmer-Kultur-Unkultur-Kulturbanausen ...“

Ich riss meine Augen auf, die Ohren, sprang hoch – wer raunte mir das zu?  
Mein Freund, der Fluss, der ewige Fluss.

Jetzt brauste er auf, hatte er doch in seinem Lauf das Wehr erreicht, er zischte, klatschte, tobte. Ich drückte mich zurück in meinen Sitz und als sich die Geräusche zu mäßigen begannen, erkannte ich, es gibt nichts, was ein Fluss, mein Fluss, die Flüsse der Welt, Ströme nicht vermögen, sie wirken wie Wundermittel - beleben, beruhigen, beschwichtigen, bauen Stress ab, wühlen auf, spornen an, machen fit, gesund, geben Mut, Kraft und Hoffnung. Auch auf einen anständigen, respektvollen Umgang mit der Kunst und Kultur aller, auch vergangener Zeiten und überwundener Gesellschaftsordnungen.

*(leicht gekürzt) Friedrun Jaeger*

## **Und jetzt?**

Volker saß, wie so häufig in der letzten Zeit, auf der Türstufe zu seinem Haus. Die Spätsommersonne streute ihr flirrendes Licht über den schon etwas gelblichen Rasen und die roten und gelben Dahlien links und rechts des Eingangs. Doch der etwa 40-jährige Mann in seinem blauen Arbeitsanzug bemerkte nichts davon. Zusammengesunken, sein Feierabendbier in der einen, die Zigarette in der anderen Hand, sinnierte er vor sich hin. In seinem wettergegerbten, von frühzeitigen Falten durchzogenen, schmalen Gesicht spiegelten sich seine Sorgen und Gedanken wider. Wie sollte es weitergehen? So hatte er sich seine Zukunft nicht vorgestellt, als damals im November die Mauer fiel. Arbeitslosigkeit gab es in der DDR nicht, von ein paar Asis und Säufern abgesehen, dass er selbst einmal ohne Arbeit dastehen könnte, wäre ihm niemals in den Sinn gekommen. Die Euphorie der Menschen, die über die Mauer kletterten und sich vor Freude in die Arme fielen, konnte er sowieso nicht teilen. Er war zufrieden mit seinem Dasein, hatte sein Auskommen, eine intakte Familie, vier gesunde Kinder, mehr brauchte er nicht. Er erinnerte sich daran, wie seine Älteste, mit vor Aufregung ganz rotem Gesicht am Abend in die Wohnstube stürmte. „Mama, Papa macht den Fernseher an!“, schrie sie. „Die Mauer ist geöffnet worden. Tausende Berliner sind schon auf den Weg nach Westberlin. Endlich können wir da hin fahren, wo wir hin wollen. Die können uns nicht länger einsperren.“

Volker konnte die Freude seiner Tochter nicht teilen. „Dir geht es doch nicht schlecht“, erwiderte er wirsch und Reisen ist nicht alles. Vielleicht ist morgen auch schon alles wieder beim Alten. Warte mal ab.“ Reisen, sich die Welt ansehen, das war sowieso nicht sein Ding, er fühlte sich in seinem Dorf am wohlsten. Für die große Politik hatte er sich nie sonderlich interessiert. Er las den Lokalteil der „Ostsee-Zeitung“, das reichte. Ab und zu sah er sich die „Aktuelle Kamera“ an, irgendwie wollte er ja doch wissen, was in der Welt geschah, ohne groß etwas zu hinterfragen. „Die da oben machen ja doch, was

sie wollen“ war seine Standardredeweise. Er war in der DDR geboren, aufgewachsen und von der offiziellen Ideologie geprägt. Natürlich schimpfte er manchmal, wenn es mal wieder keine Ersatzteile für seinen Traktor gab und er tagelang untätig herumsitzen musste oder wenn sein Gehalt als Traktorist kaum bis zum Monatsende reichte. Von seinen Landsleuten hinter der Grenze hatte er nur vage Vorstellungen, für ihn war die Bundesrepublik ein Ausland wie jedes andere Land auch.

Für wie so viele kam die Wende für Volker völlig unerwartet. Er glaubte an die Ideale, die ihm als Kind eingetrichtert wurden, an eine gerechte Gesellschaftsordnung, auch wenn er als Traktorfahrer in der LPG nicht gerade viel davon profitierte. Sicher, selbst er fuhr mit seiner Familie nach Westberlin, um sich das Begrüßungsgeld abzuholen, und die Euphorie während des Umbruchs weckte auch in ihm neue Träume und Hoffnungen. Vielleicht würde er ja doch auch mal zu etwas mehr Geld kommen, vielleicht könnten sie sich sogar ein Auto leisten oder ihr baufälliges Haus sanieren. Weiter reichten seine Erwartungen nicht. Doch dann kam alles anders. Es dauerte nicht lange, bis die LPGs aufgelöst wurden. Jetzt stand er ohne Arbeit da wie viele seiner Kollegen. Einige von ihnen versuchten ihr Glück im westlichen Teil ihres nun großen Vaterlandes, andere gingen nach Holland oder Skandinavien. Auch Volker hatte versucht, sein Auskommen in den Niederlanden zu finden. Mit ein paar Freunden war er losgezogen, um sich auf einem Bau als Hilfsarbeiter zu verdingen. Es ging nicht lange gut. Schon nach kurzer Zeit schmiss er das Handtuch. Das war nichts für ihn, die fremde Umgebung, das Übernachten in einem Hotel, nur alle zwei Wochen für ein paar Tage zu Hause sein – er packte es nicht, wurde immer mürrischer und aggressiver, obwohl er von Natur aus eher zurückhaltend war. Nach seiner Rückkehr bemühte er sich um eine ABM-Stelle, die nun in ein paar Wochen auslaufen würde.

Was soll ich jetzt machen, er wälzt diese Frage wieder und wieder durch seinen Kopf. Hier gibt es nichts weiter als Landwirtschaft, aber die brauchen mich ja nicht mehr. Die im Arbeitsamt haben etwas von Umschulung oder so gesagt. So ein Quatsch, ich habe mit Ach und Krach gerade mal die 8. Klasse geschafft und war froh, dass die Schule endlich vorbei war und ich in der LPG arbeiten konnte. Solch eine Weiterbildung oder Umschulung werde ich nie schaffen. Ich kann mich nicht noch einmal auf die Schulbank setzen und mich vor meinen Kindern blamieren, weil ich so vieles nicht so leicht begreife. Nein, das mache ich nicht. Doch was dann? Außer Treckerfahren kann ich nichts. So sieht es also im goldenen Westen aus, von dem die meisten so geschwärmt haben, dachte er verbittert. Er drückte seine Zigarette aus und fuhr sich mit der Hand durch sein immer etwas zu langes, mit grauen Strähnen durchzogenes Haar. Was war ich nur für ein Idiot, als ich damals hoffte, es würde auch für mich einiges besser werden. Ja klar, ich glaubte, ich könnte ewig weiter auf meinem Trecker sitzen, die Felder umpflügen, die Ernte einbringen – aber mehr verdienen, so viel, wie eben unsere Westverwandtschaft. Andere schaf-

fen es vielleicht, ich nicht, bin wohl ein Loser, wie die Kinder sagen würden. Langsam erhob er sich, stellte die nur halb ausgetrunkene Bierdose zur Seite. In den letzten Monaten hatte er ständig Magenschmerzen, solch ein Völlegefühl, als ob er Gips gegessen hätte. Zu den Mahlzeiten quälte er sich ein paar Bissen runter, jetzt schmeckte selbst das Bier nicht mehr. Es wird wohl Zeit, reinzugehen dachte er, während sein Herz zu rasen anfang und er tief Luft holte, um die Panikattacke zu unterdrücken. Hoffentlich keift Ilona nicht gleich wieder los. Ich habe keine Lust mehr, mir ihre ständigen Nörgeleien anzuhören. Seit dem Fiasko auf dem Bau ist sie so. Bestimmt hat sie sich auch mehr erhofft, in erster Linie wohl von mir. Ich kann nicht mehr. Am liebsten würde ich mich einfach nur ins Bett legen, die Augen schließen und nichts mehr hören und sehen und vor allem nicht ständig grübeln.

*Sigrid Köhler*

## **Nachwendische Gedankensplitter**

Wo bin ich? Unter der gewohnten Postleitzahl gibt es meinen Heimatort nicht mehr. Wo ist sie, die gewohnte Vorwahl? Das Auto-Kennzeichen, okay, das könnt ihr haben.

Wie soll ich euch mögen, wenn ich Aufschneider nicht ausstehen kann. – Ich mache den Test, um mein Vorurteil zu bestätigen, und frage nach der Uhrzeit. Der zweite Test, mit Plastik und Plaste, ist unterdessen nicht mehr sicher. Weihnachtsgans Auguste und Olsenbande taugen noch. Aber meist genügt ja der Blick auf die Schuhe, die Kleidung.

Hin- und hergerissen zwischen Hyperaktivität und Lähmung. Ich habe doch tatsächlich angenommen, es gäbe in den Schubladen Pläne für die Stunde Null. Hat denn wirklich niemand an einen dritten Weg geglaubt?

Wozu denn mehrere Krankenkassen?

Wozu denn so viele Versicherungen? Schulbuchverlage?

Was soll ich denn noch alles entscheiden?

So ist man beschäftigt und verliert den Blick für das Wesentliche.

Was der Mensch nicht unbedingt zum Leben braucht, das gibt es jetzt alles. Was er unbedingt zum Leben braucht, Grundnahrungsmittel und Wohnung und mit dem Bus von A nach B kommen, das ist nicht mehr gestützt.

Die Worte „evaluieren“ und „abwickeln“ muss ich lernen. Und „WIP im HEP“: „Wissenschaftlerintegrationsprogramm im Hochschulerneuerungsprogramm“. Das bietet man solchen wie mir vom abgewickelten Zentralinstitut



für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR an, das nicht mehr gebraucht wird: Es gibt ja das Institut für deutsche Sprache in Mannheim. Auch da werden einige Stellen geschaffen, aber wer will denn aus Berlin weg! Es gibt sogar noch einen weiteren Strohalm: Für die Elite der Sprachwissenschaftler erfindet die Max-Planck-Gesellschaft den „Forschungsschwerpunkt Allgemeine Sprachwissenschaft der Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH“, in dem man in Projekten arbeiten kann. Für drei Jahre! Das scheint eine lange Zeit. Dass man nach zwei Jahren schon das nächste Projekt konzipieren muss, ist halt Leistungssport. Wer es nicht schafft, beneidet die vom WIP im HEP, die erst nach fünf Jahren arbeitslos werden.

Hätten wir nicht was Besseres schaffen können? Gerechter? Offener? Freundlicher? Nicht nur am Wachstum, am Profit orientiert? In das jeder sich einbringen kann und will??

Da ist manchmal so ein Kloß im Hals, der lässt mich verstummen, aber ich will nicht verstummen, also singe ich mich frei: „Gute Leute gibt es drüben, hier hab ich sie auch gefunden, und ansonsten mangelt es nirgendwo an Schweinehunden. Doch, ich lebe noch, ich lebe, und so ist das eben. Ist nicht traurig, ist ja Wahrheit, und ich leb mein Leben.“ (Wolf Biermann / Eva-Maria Hagen nach ihrer Ausbürgerung aus der DDR)

*Gabriela Heidenreich*

## **Für immer nur „Kochtopf“?**

Der Preis der Einheit, der zum großen Teil von den Frauen in den neuen Bundesländern bezahlt wird, ist hoch.

In der DDR waren die Zeiten, in denen die Frauen sich hinter Kochtöpfe verbannt nur um das Wohl ihrer Familie zu sorgen hatten, längst vorbei. Durch soziale Absicherungen war es den alleinstehenden Müttern möglich, ihren beruflichen Verpflichtungen nachzugehen und sich auch der Erziehung der Kinder zu widmen.

Die Frauen konnten selbstbestimmt, sich entfaltend ihr Leben gestalten. Nicht immer war es leicht, Familie und Beruf miteinander zu verbinden, doch sie bewiesen, dass auch berufstätige Frauen gute Mütter sein können.

Die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten führte bei den Alleinerziehenden in der ehemaligen DDR jedoch zu einschneidenden Lebensveränderungen.

Die Organisation des Alltags hatte eine neue Form angenommen. Ob Kindergarten oder Schule, ob Arztbesuch oder Autokauf, alles bekam eine neue

Struktur. Das Leben änderte sich. Eine Vielzahl neuer Produkte kam ins Angebot. Bekanntschaften und soziale Bindungen zerbrachen, Gewohnheiten wurden zur Erinnerung.

Dem Neuen stand man staunend und ohnmächtig gegenüber. Der schwerste Verlust war der Verlust der Arbeit. Der Weg zum Sozialamt kam uns Frauen wie ein „Bettelgang“ vor. War dies die soziale Marktwirtschaft? Hatten Frauen umsonst studiert?

Ein Ende dieser fatalen Entwicklung von Betriebsschließungen und den damit einhergehenden Arbeitsplatzverlusten war nicht abzusehen. Die Folgen belasteten die Psyche und hinterließen tiefe Wunden.

Die Frauen suchen nach neuen Möglichkeiten. Dies kann aber nur Erfolg haben, wenn Familie und Beruf durch gesellschaftlichen Wertewandel mitgetragen werden.

Hoffen wir auf gleiche Lebenschancen!

(Nach Gedanken von 1991)

Vera Rusch

### **Auf dass die Wunden heilen**

Zwischen Strelasund und Neckar - Auszüge aus einem Dialog per Internet

F. schrieb am 22.12.2019 an A. - A. schrieb am 23.12.2019 an F.:

*F., liebe A., wir haben lange nichts voneinander gehört.*

A., liebe F., ich versuche mal eine direkte Antwort auf Deine Mail. Ich hab mich sehr gefreut, von Dir zu hören, so dass ich Dich gern an meinen Erfahrungen teilhaben lasse. An Dich denken tue ich immer wieder. Wie du merke auch ich, dass ich nicht mehr so viele Aktivitäten in mein Tagewerk packen kann wie vor wenigen Jahren.

*F., und wir haben uns trotz Deines großartigen Angebots auch nicht gesehen.* A., selbst beim Reisen merke ich die Anstrengung. Die Züge sind ja nicht gerade verlässlicher geworden. Man erlebt auch mal, dass einer ausfällt. Ist mir letztlich passiert. Musste bis Mannheim weiterfahren. Da ist Flexibilität gefragt!

*F., auch unsere ‚Schreibwerkstatt‘ ist gealtert. Dennoch haben wir unser Klima-Büchlein herausgegeben, das neunte der Reihe. Ob es weitere geben wird? Wir hoffen. Die Förderung ist ja stets so ein Kapitel für sich.*

A., leider müssen kulturelle Einrichtungen und Projekte ja häufig um ihre Förderung bangen. Ich hab das früher auch an meiner Schule erlebt. Am ehesten wurde auf Bildende Kunst, Musik, Literatur verzichtet (man nannte sie schon „Orchideenfächer“, was den Schluss nahelegt, dass es ‚nichts Notwendiges‘ ist).

*F., zunächst wollen wir Texte zu „Hoffnung auf das Andere - Dreißig Jahre deutsche Einheit“, so der Arbeitstitel, herausgeben. Förderin ist die Rosa-Luxemburg-Stiftung, eine linke!*

A., hört sich gut an.

*F., ich war kürzlich bei einer Tagung zu „Identitäten der Deutschen“.*

A., wo war denn die? Bei Euch in Stralsund oder gar in Berlin?

*F., hier in der Nähe. Das Eingangsmotto war eine Aufforderung zu Ost/West-Gesprächen. Am zweiten Tag wagte ich meinen ‚stummen‘ Tischnachbarn zu fragen, woher er denn käme. „Das ist eine typische DDR-Frage“ haute er raus und schwieg.*

A., das war wohl ein ganz ... und total fehl am Platze bei einem Seminar mit diesem Anliegen. Und wie verletzend das sein kann, das hat er wohl nicht mitbekommen (einfach über die Schulter nach hinten auf den Wörter-Kompost schmeißen, oder?).

*F., wir Ostdeutschen meckern viel, als hätten wir mit der Einheit alles verloren.*

A., ja, ich glaube es ansatzweise zu verstehen, dass vermutlich Vieles, was Beziehungen in der Familie oder Nachbarschaft betrifft, den Zusammenhalt, ein Stück weit auf der Strecke geblieben ist. Abgesehen davon, dass zig Menschen ihren Arbeitsplatz verloren haben, die ‚Treuhand‘ überhaupt nicht treuhänderisch agiert hat. Ja, und Vertrauen ist wohl auch futsch gegangen für die, die sich ihre ‚Stasi-Akte‘ angeschaut haben. Da ist im zwischenmenschlichen Bereich Boden weggebrochen, sind Erschütterungen geschehen. Und die erhofften Begegnungen mit uns Westdeutschen waren womöglich enttäuschend. Wobei ich sagen muss, dass für mich mein Besuch bei Euch in Stralsund, zusammen mit Anne-Marie, zu den Highlights des Lebens gehört. Das klingt am Ende übertrieben, doch nie davor und danach fühlte ich mich von Menschen, die mir völlig unbekannt waren, so angenommen. Und dass das so selbstverständlich von Dir, Euch, gelebt wurde, ist was ganz Besonderes. Mag sein, Ihr ‚ehemaligen‘ Ostdeutschen seid einfach nicht so ‚verdorben‘ vom materiellen

Wohlleben und dem Streben nach irdischen Gütern. Oder Ihr habt, gerade weil nicht alles verfügbar war, Ihr oft sogar darben musstet, die wirklichen Werte immaterieller Art (wie Nachbarschaftshilfe, Freundschaft, Nächstenliebe) selbstverständlicher gelebt. Wie weit war Dir, Euch, dies bewusst?

*F., nicht so vordergründig. Bei besagter Tagung meinten die Westdeutschen ebenfalls, sie seien ‚Opfer von uns Undankbaren, die das Begrüßungsgeld vor nunmehr dreißig Jahren angenommen hätten, ohne uns zu schämen‘.*

A., schade, dass dies Resümee übrig bleibt. Ich erinnere mich an den Tag des Mauerfalls. Ich hatte meine Mutter besucht, die sich die Abendnachrichten ansah, und da kamen die unglaublichen Bilder von den Menschen, die die Grenze passierten, die auf der Mauer standen. Mir liefen die Tränen. Und halbwegs war mir bewusst, dass mir dieser Augenblick in Erinnerung bleiben würde, als Leuchtfener, mit Bedeutung über den Moment hinaus. Es war, als würde vereint werden, was so lange getrennt war, als dürfe ab jetzt alles wieder heil werden. Mir erschien es kostbar, fragil, verletzlich, und ich wünschte von den Politikern und jedem Beteiligten ein behutsames, langsames Agieren, damit das Zusammenwachsen gelingen möge.

Meine Jungen waren 13 und 11 Jahre, ich war alleinerziehende Mutter und in einer Marktforschungsgesellschaft tätig. Eher aus Distanz habe ich beobachtet, welche Entscheidungen auf politisch-ökonomischer Ebene getroffen wurden. Mir erschien alles viel zu schnell und zu stark auf wirtschaftliche Interessen ausgerichtet. Der Geschäftsführer der Firma witterte rasch seine Chance und schickte zwei seiner Projektleiter nach ‚drüben‘. Für mich hieß es dann auf einmal, alle Postleitzahlen der DDR per PC zu erfassen. Tagelang saß ich da und machte nichts anderes.

Ja ... Das Thema mit dem ‚Opfersein‘ der Westdeutschen hat sicher mit dem Solidaritätszuschlag zu tun. Einerseits war es ja logisch, dass die Bevölkerung einen Beitrag zur Wiedervereinigung aufbringt, andererseits aber waren manche Berichte der Medien angetan Neid zu schüren. Wenn beispielsweise Städtebilder gezeigt wurden im ‚Vorher- und Nachher-Modus‘, hätte man stolz sein können, jedoch wann immer in den alten Bundesländern Mängel an öffentlichen Einrichtungen oder Schulen bekannt wurden, gab’s die stereotypen Antworten, die man genauso hört, wenn es um die Unterstützung von Flüchtlingen geht. Und vielleicht fehlt auch seitens der Regierung eine Achtung gegenüber der zahlenden Bevölkerung. Womöglich ist dadurch, dass der Soli so lange erhoben wird, zu Politikern ein Misstrauen entstanden. Denn inzwischen fährt man tatsächlich auf manchen Autobahnen (Heilbronn-Würzburg) wie auf einer ‚Hoppelpiste‘ und die meisten Brücken erfordern Einschränkungen beim Befahren.

*F., was meinst Du, hat dir die Wiedervereinigung etwas gebracht? Wenn ja, was? Wenn nein, was des Erhofften nicht?*

*A., ich bin froh, dass wir als Menschen, die die gleiche (deutsche) Sprache sprechen, in einem gemeinsamen Land ohne offensichtliche physische Grenze leben. Dass da noch Grenzen im Kopf und womöglich auch im Herzen sind, ist eine andere Sache. Für mich ist es hauptsächlich ein Gefühl von ‚nun ist wieder etwas zusammen, was zusammen gehört‘. Ja, und da ist eine Freude, dass die Ostdeutschen nun Zugang zu allen Gütern haben, sie reisen und sich äußern dürfen, ohne Sorge, abgehört zu werden. Und wie schön, dass ich nach Rügen reisen konnte, zu Euch, Hiddensee mit Anne-Marie erlebte, die Ostseeküste entlangefahren bin, Dresden und seine Schätze mit eigenen Augen betrachten durfte, Begegnungen mit Ostdeutschen möglich sind. In meiner Schule gab es damals in den 90ern bald junge Lehrerkolleginnen und -Kollegen aus der DDR, mit einer anderen Denkart, anderem Lebensstil, anderen Prioritäten, neuen Impulsen. Sie bereicherten das Kollegium.*

*F., ich hab vielen Bekannten die Frage nach ihrem Einheits-Gewinn gestellt. Die meisten, in Ost und West, drückten sich um die Antwort – sie seien die falschen Akteure, die Sache ja auch abgeschlossen. Christsein in Freiheit zählte, die Liebe, günstige Ackerböden im Osten, offene Grenzen. Andere beklagten einen Null-Gewinn, ein Auseinanderdriften der Menschen gar, den Aufbau des Ostens mit ihrem Geld, die Förderung unserer geplanten Texte durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung, mit Geldern der PDS also. Und immer noch sei ‚da ein gewisses Frösteln‘.*

*Zuerst sollte unser Thema ‚Verlorene Illusionen‘ heißen. Das gefiel mir gar nicht, zog so herab.*

*A., wie gut, dass nun die ‚Hoffnung‘ Thema ist. Dass Illusionen verloren sind, muss ja nicht nur zu bedauern sein. Mich erinnert das an die Ent-Täuschung, die besagt, dass es zuvor eine Täuschung gab. Womöglich haben wir jetzt – eine Generation, dreißig Jahre später – die Möglichkeit, uns wirklich ernsthaft zu begegnen, die Chance zu Normalität im Umgang miteinander.*

*F., eventuell wollen ja auch die Frauen von deinem Mädels-Kreis etwas dazu sagen?*

*A., gern werde ich Dein Anliegen weiterreichen.*

*F., Tausend Dank, liebe A. für Deine Bereitschaft. Bleiben wir in Verbindung!*

F. schrieb am 01.01.2020 an A. - A. schrieb am 07. 02. an F.:

*F., liebe A. gerade, am Neujahrstag, hab ich noch einmal Deine ‚Hoffungs-Mail‘ gelesen, unter diesem Stichwort, das mir und dir so zusagt. Ja, Vertrauen ist ‚futsch‘, nicht nur durch die Stasi, für die Künstler noch spürbarer als für die Ärzteschaft. Ich hatte zwar den ‚Bruch‘, mich aus finanziellen Gründen nicht niederlassen zu können, konnte mich aber mit Glück in meine Dozententätigkeit und die Psychoanalytik inklusive einer fast dreijährigen Ausbildung bei Frankfurt/ Main retten und mir damit zugleich einen Traum erfüllen. In der DDR war mir sogar eine Hospitation in der Psychiatrie verwehrt worden, da ich ‚die gynäkologische Grundversorgung abzusichern‘ hätte. Wir waren je zehn Teilnehmer\*innen im Kurs, aus West und Ost. Nach der Verteidigung der Abschlussarbeiten gab es Klagen wegen der Ostler, die stets angepasst die Klappe hielten, nicht bestanden zu haben.*

A., weißt Du, ich habe mich öfter gefragt, ob ich wohl den Mund aufgemacht hätte, mich mutig gegen das „Regime“ zu stellen. Ich glaube nicht, dass ich in Kauf genommen hätte, dass meine Kinder bestimmte Schulen nicht besuchen können. Ich wäre wohl die stillschweigende Bürgerin gewesen, die versucht hätte, ihre ‚Freiräume‘ im familiären und sozialen Bereich zu leben. Zu riskieren, ins Gefängnis zu kommen, wäre meine Sache nicht gewesen. Mir fällt da ein Buch ein, das ich in jener Zeit gelesen habe ‚Warten auf Antwort‘ von Margret Bechler. Ihre Erfahrungen sind in mir lebendig geblieben.

*F., sehr schwer für uns war, dass HP fast zwei Jahre nichts mehr verdiente. In der DDR waren die Künstler ja vorgegebenermaßen fast alle Freiberufler, die Aufträge wurden staatlich vergeben. Wer nichts verdient, kann auch in Kranken- und Rentenkassen nichts einzahlen, nicht? Die Künstlersozialkasse war nicht gleich parat. Später ging es mit ALG und ABM weiter. Ein Sohn studierte in Berlin. Das Internat war aufgelöst worden und wir mussten ihm jetzt eine Wohnung bezahlen. Auch der zweite lernte außerhalb. Die Tochter war noch ein Schulkind. Wir hielten uns ‚so lala‘ über Wasser. Erst als HP sein Elternhaus zurückerhielt, das seinen Angehörigen in der DDR-Zeit vom Staat weggenommen worden und jetzt total herabgewirtschaftet war - wir fanden aber gleich Käufer - ging es uns besser. Seine Stasi-Akte ist ein dicker Wälzer, über mich existieren nur noch Einzelblätter, die ich dreißig Jahre nach dem Mauerfall erhielt! Von überall, wo wir uns befanden, speziell aus der Klinik und Hotels während fachlicher Kongresse können wir da unsere privaten Telefonate wörtlich und ‚exquisit kommentiert‘, nachlesen!*

A., Eine schwierige Zeit. Habt Ihr denn geahnt, gewusst, befürchtet, dass so viel ‚Interesse‘ an Eurem ureigenen Privatleben bestehen könnte?

*F., ja, nein, schon irgendwie. Weißt Du, Ich glaube fest an das Gute der deutschen Einheit. Die individuellen Freiheiten sind gewachsen – in der Aufmachung, dem Auftreten, den Lebensweisen. Wenn auch die Gehälter noch nicht gleich sind, was mir bei den jetzt Beschäftigten unerklärlich ist. Bezüglich der Renten sehe ich es fast ein, haben wir Alten doch nicht so viel erwirtschaften können und nur kurz in die bundesdeutsche Rentenkasse eingezahlt. Jedoch dass die Mütterrente in östlichen Gefilden niedriger ist als im Rest Deutschlands kann mir niemand recht verklickern.*

A., Das will mir allerdings auch nicht einleuchten, weder dass die jetzigen Gehälter nicht gleich sind, noch das mit der Mütterrente (was ich zum Beispiel gar nicht wusste). Ein bisschen scheint es mir so, dass die Menschen der östlichen Bundesländer ähnlich benachteiligt sind wie weibliche Beschäftigte in den westlichen. Da ist es ja großteils so, dass Frauen für die gleiche Tätigkeit ein geringeres Entgelt erhalten als die männlichen Kollegen. Verstehen kann man/frau das ja nicht. Ob das bei ‚den Jungs‘ da oben mal klickert?

*F., liebe A., genug für heute! Vorläufig vermissen wir noch die ‚Leichtigkeit des Seins‘. Dank für Dein Engagement, Deine Zeit, dein Entgegenkommen und beste Wünsche für 2020. Bleib gesund. Geben wir die Hoffnung auf eine deutsch-deutsche Normalität, das ‚Heilen‘, wie Du es nennst, nicht auf! Es braucht noch Zeit. F.*

Wir danken Freund\*innen aus West und Ost, deren Erfahrungen einfließen durften.

*Anneliese Stiller & Friedrun Jaeger*

# Die Autor\*innen und Grafiker\*innen

**Bauer, Jürgen**, geb. 1938, EDV-Kaufmann i.R., reiselustig,  
lebt in Gratwein in Österreich

**Detlefsen, Mia Seraphine**, 11 Jahre, lebt in Kiel

**Endler, Markus**, geb. 1966, Gymnasiallehrer Deutsch / Kunst,  
lebt in Wendisch-Langendorf bei Stralsund

**Hartung, Antje**, geb. 1979, Pädagogische Mitarbeiterin, lebt in Stralsund

**Heidenreich, Gabriela**, geb. 1964, Dipl.-Germanistin, Fachbereichsleiterin  
für politische und kulturelle Bildung an der Kreisvolkshochschule  
Vorpommern-Rügen, lebt in Gülitz bei Malchin

**Hoertzsch, Kornelia**, geb. 1963, lebt seit 1983 auf Rügen

**Horn, Jutta**, geb. 1960, Betriebswirtin, lebt in Niepars bei Stralsund

**Horn, Silke**, geb. 1959, Schuldnerberaterin, lebt in Bergen auf Rügen

**Jaeger, Friedrun**, geb. 1941, Frauenärztin i.R., Psychoanalytische  
Beraterin, lebt in Stralsund

**Jensen, Kerstin**, geb. 1964, Altenpflegerin, lebt in Stralsund

**JuScha**, geb. 1950, Ökonomin i.R., reiselustig und naturverbunden,  
lebt auf Rügen

**Kielpinski-Margenfeld, Regina**, Krankenschwester, Lehrerin, Erzieherin,  
Kauffrau i.R., lebt in Wiek / Rügen

**Köhler, Sigrid**, geb. 1947, Dipl.-Bibliothekarin i.R., lebt in Stralsund

**Krug, Katharina**, geb. 1977, Hebamme und Missionarin des  
„WEC international“, lebt in Abéché im Tschad Zentralafrika

**Liberra, Anni**, geb. 1980, Arzthelferin und Asthmatrainerin,  
lebt auf der Halbinsel Mönchgut auf Rügen

**Müller, Ingelore**, geb. 1949, Kindergärtnerin i.R., lebt in Stralsund

**Rusch, Vera**, geb. 1947, Dipl.-Bibliothekarin i.R., lebt auf der  
Halbinsel Mönchgut auf Rügen

**Schmidt, Gert-Helmut**, geb. 1948, lebt in Stralsund

**Schmidt, Jutta**, geb. 1959, lebt in Abtshagen bei Stralsund

**Schneider, Annerose**, geb. 1966, lebt in Stralsund

**Senf, Irmgard**, Garten- und Landschaftsarchitektin i.R., lebt auf Rügen

**Stiller, Anneliese**, geb. 1951, lebt in Marbach am Neckar, Sekretärin

**Steuer, Petra**, geb. 1951, Regisseurin und Redakteurin i.R.,  
lebt in Stralsund

**Tamms, Sieglinde**, geb. 1941, Sachbearbeiterin i.R., lebt in Langendorf  
bei Stralsund